

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



75. Jahrgang Heft 2 Sommer 2023 € 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS
Juden in Westpreußen

FELIX DUEBALL AUS JASTROW
Der »Deutsche Honinbo«

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort

PANORAMA

- 7 »Leidenschaftliches Engagement« – Zwei Gemälde von Anna Marie Schwanitz stehen am Anfang einer Spurensuche
- 10 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing und Marienburg

Westpreußen-FOKUS

JUDEN IN WESTPREUSSEN

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 27 Historische Technikanlagen auf der Marienburg zur Zeit Conrad Steinbrechts – Eine Ausstellung des Schlossmuseums Marienburg

GESCHICHTE UND KULTUR

- 30 Felix Dueball aus Jastrow in Westpreussen (1880–1970) – Die Geschichte eines deutschen Go-Pioniers
- 35 Über das Bierbrauen in Graudenz – Die Geschichte des führenden Unternehmens KUNTERSTEIN
- 39 IN DEN BLICK GENOMMEN Ulrike Draesners *Die Verwandelten* und Andrzej Stasiuks *Grenzfahrt*

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 42 »Rückkehr« – nicht: »Rückgabe« – Zur Diskussion um den Danziger Paramentenschatz

RUBRIKEN

- Vorhinweise auf den Westpreußen-Kongress 2023 (5)
- Anzeige für das *Westpreußen-Jahrbuch* 69/70 (6)
- Rezensionen (45)
- Neuerscheinungen (46)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (47)
- Zum guten Schluss (48)

TITELBILD

Blick entlang dem Radaune-Kanal auf das Müllergewerkshaus und den sich dahinter erhebenden Turm der St. Katharinenkirche in Danzig

FOTO: MARIOCHOM VIA WIKIMEDIA CC BY-SA 4.0

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📖 Winter 2022: heft-4-2022-asw
- 📖 Frühjahr 2023: heft-1-2023-nc0
- 📖 Sommer 2023: heft-2-2023-jiw



7

Spuren einer Danziger Malerin



10

Sühne für einen feigen Mord



27

Technikanlagen der Marienburg



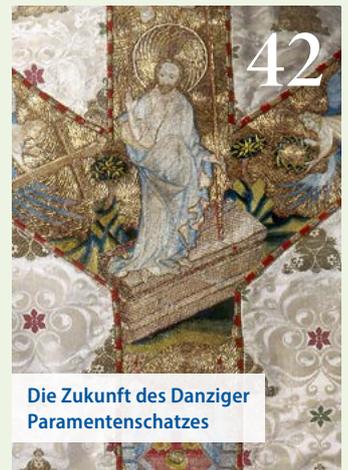
30

Faszination eines japanischen Brettspiels



35

Bierbrauen in Graudenz



42

Die Zukunft des Danziger Paramentenschatzes

Westpreußen-FOKUS

vorab



11

Michael K. Schulz schildert in seinem Einführungsartikel die Geschichte der **Juden in Westpreußen von der Gründung der Provinz bis zum Ende des Kaiserreichs**. Dieser »Aufritt« gewährt Einblicke in die Position der Juden innerhalb des Staates, in das innerjüdische Leben sowie die sozialen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden.

17

Unter dem Titel **Der hellste Tag ihres Lebens** zeichnet Alexander Kleinschrod *Die Geschichte der Danziger Großen Synagoge und ihrer Gemeinde* nach. Dabei wird auf beklemmende Weise deutlich, welch bedeutendes jüdisches Kulturleben durch die antisemitischen Exzesse der Danziger Nationalsozialisten vernichtet worden ist.



22



Die Sprache der Steine lesen – dies ist ein Unterfangen, das sich bei der Ausschau nach *Jüdischen Spuren in der Kaschubei* rasch vor erhebliche Schwierigkeiten gestellt sieht. Deshalb hat Christian Pletzing dieser Aufgabe ein eigenes umfangreiches Forschungsprojekt gewidmet und berichtet über dessen Ergebnisse.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Ausgabe, die Sie jetzt in Händen halten, lag zwar noch nicht ganz pünktlich in Ihren Postkästen, hat sich aber – im Unterschied zu der vorherigen – zumindest nur um einige Tage verspätet. Zudem verfügt dieses Heft wieder über den Ihnen sonst vertrauten Umfang von 48 Seiten; und nicht zuletzt finden Sie hier nun das für die Frühjahrsnummer angekündigte Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 2022 vor. Auf dem Weg zur Normalisierung der Arbeitsabläufe sind wir somit bereits schon recht gut vorangekommen.

Deutliche Fortschritte waren diesmal auch in Bezug auf die redaktionellen Vorhaben zu erzielen, denn wir vermochten immerhin drei Pläne zu realisieren, die wir über lange Zeit entwickelt haben.

Dies betrifft zunächst den Beitrag über die Danziger Malerin Anna Marie Schwanitz. Auf sie wurden wir vor zwei Jahren durch eine Dame aufmerksam, die zwei Gemälde dieser Künstlerin besaß und der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT schenken wollte, damit sie in angemessener Weise archiviert und sicher verwahrt würden. Die seitdem vorgenommenen Recherchen waren zwar nicht selten ergebnislos, ergaben inzwischen aber doch ein schemenhaftes Bild der Malerin, das wir jetzt erst einmal festhalten wollen.

Des Weiteren kommt ein Projekt zu seinem Abschluss, das uns schon seit sechs Jahren beschäftigt hat: die Biographie von Felix Dueball, der das Go-Spiel in Deutschland populär machte und seit den späten 1920er Jahren zu einem prominenten Vermittler der japanischen Kultur wurde. Er gehörte zu einer Gruppe von Westpreußen, die anscheinend weitestgehend unter dem Radar der Heimatkundler und Regionalhistoriker geblieben waren und für die sich unsere neugierige Redaktion allein deshalb ganz besonders interessiert. Diese Persönlichkeiten hatten wir bereits vier Jahre lang ständig im Blick behalten, als wir bei Felix Dueball 2021 endlich auf eine Spur stießen, die uns zu einem exquisiten Kenner von dessen Biographie führte. Damit begann eine höchst fruchtbare Zusammenarbeit, deren Ergebnisse wir in dieser Ausgabe veröffentlichen können.

Letztlich wird einigen von Ihnen gewiss schon eine spürbare Asymmetrie innerhalb unserer thematischen Schwerpunkte aufgefallen sein: Nachdem wir im Jahrgang 2021 in relativ rascher Folge *Die autonome Kultur der Kaschuben* sowie *Die Mennoniten im unteren Weichselland* vorgestellt hatten, ließ die entsprechende Würdigung der westpreußischen Juden über Gebühr auf sich warten. Deshalb sind wir froh, dass sich diese Fokus-Lücke nun ebenfalls schließt.

Wir hoffen, liebe Leser, dass wir Ihre Spannung auf das vorliegende Heft mit unseren Vorhinweisen noch ein wenig haben erhöhen können, wünschen Ihnen eine abwechslungsreiche Lektüre der neuen Ausgabe und bleiben mit guten Wünschen für die Sommermonate sowie

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

AUF EIN WORT



Von Rita Hagl-Kehl MdB

FOTO: THOMAS KÖHLER / PHOTOTHEK.NET

Es geht um den Zusammenhalt Europas

IM MAI 1953 FAND DIE VERTRIEBENENGESETZGEBUNG der jungen Bundesrepublik mit dem »Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge« ihren Abschluss. Es waren in diesen Jahren vor allem die sozialen Härten des Kriegsfolgeschicksals der Heimatlosen, die im Zentrum der Anstrengungen um Eingliederung und – so ein zentrales Schlagwort – »Lastenausgleich« standen. Noch bis in die 1950er Jahre hinein lebten Vertriebene teils in sogenannten »Nissenhütten« – aus Wellblech gefertigten Behausungen –, die nur im Entferntesten mit heutigen Heimen für Geflüchtete und Asylbewerber hierzulande vergleichbar sind. Solche Fragen des Sozialrechts und der Integration stellen gewiss bleibende Herausforderungen dar – zumal nachdem der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine auf brutale Weise Angehörige deutscher Volksgruppen von der Möglichkeit einer Aussiedlung nach Deutschland abschneidet.

Es kommt aber nicht von ungefähr, dass bereits im zentralen Dokument des Vertriebenenrechts ein Paragraph sich Fragen der Kulturpolitik annahm – und es erscheint in hohem Maße nachvollziehbar, dass dieser nach Lastenausgleich, Wirtschaftswunder und weiteren Etappen der materiellen und sozialen Vertriebenenintegration sowie unter dem Vorzeichen des gegenwärtigen Erinnerungstransfers in der öffentlichen Wahrnehmung meist *pars pro toto* für das gesamte Gesetz zu stehen scheint: »der« § 96 BVFG. Es mag ein Unikum in der deutschen Kulturlandschaft sein, dass ein ganzes Segment an kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen unter der Benennung eines Rechtstextes im Munde geführt wird: »Kulturarbeit nach § 96 BVFG« heißt dies dann. Das klingt gewiss nicht »sexy«, aber das muss und vielleicht sollte es das auch nicht; denn diese Bezeichnung zeugt von einem ernsten Zusammenhang: dass Menschen Wurzeln brauchen – und: dass die Bundesrepublik Deutschland dieser urmenschlichen Tatsache dadurch Rechnung trägt, dass sie die Bewahrung der Wurzeln einer großen Opfergruppe des Zweiten Weltkriegs unter einen besonderen rechtlichen Schutz stellt.

Dies mag auch von daher angemessen erscheinen, dass es bei den Wurzeln der einzelnen Heimatvertriebenen, Flüchtlinge, Aussiedler, Spätaussiedler und ihrer Nachkommen zusammengekommen um einen gewichtigen Teil der historischen Identität unseres Landes geht. Wie bereits Theodor Heuss sagte: »Nur wer weiß, woher er kommt, weiß, wohin er geht.« Heute – im Jahr 2023 – heißt dies in besonderer Weise: Wohin Deutschland und seine östlichen Nachbarn gehen wollen, hängt ganz wesentlich davon ab, dass sie um ihre »geteilte Geschichte« wissen. Dabei hat »geteilt« ganz bewusst eine doppelte Bedeutung: Es ist eine Geschichte, die sowohl von Gemeinsamkeiten – Stichwort: Kulturerbe – als auch von Ambivalenzen und Zerwürfnissen geprägt ist, wobei im Besonderen an den von Deutschland aus-

gehenden Zweiten Weltkrieg und entgrenzten Massenmord zu denken ist.

Dabei geht es nicht nur um die historiographische Retrospektive auf die »geteilte Geschichte«. Vielmehr hat – zumal seit Ende der Teilung Europas – die »Kulturarbeit nach § 96« eine bedeutende Gegenwarts- und Zukunftsdimension gewonnen: Sie ist ein nicht mehr wegzudenkender Teil der sich grenzüberschreitend vernetzenden europäischen Zivilgesellschaft und trägt Unschätzbare zu den Zielen einer modernen auswärtigen Kulturpolitik bei. Dabei tun dies die entsprechenden Institutionen als staatlich geförderte eigenständige – und nicht als quasi-verstaatlichte – öffentliche Einrichtungen. Dies zeigt sich auch daran, dass ihre ursprüngliche Zielgruppe und ihre wichtigsten zivilgesellschaftlichen Unterstützer – die Organisationen der Vertriebenen und Aussiedler – in den Gremien der entsprechenden Trägerstiftungen vertreten sind und engagiert mitarbeiten. Wo dies nachhaltig möglich ist und von den staatlichen Fördergebern aktiv unterstützt wird, ist das – wie gerade auch die Erfahrung der Kulturstiftung Westpreußen zeigt – stets zum Besten der Sache.

Eine Würdigung des 70-jährigen Geburtstagskinds darf aber natürlich nicht verschweigen, dass der Jubilar in den vergangenen Jahren auch etwas kränkelt. Konkret ist hier an den äußerst restriktiven Haushaltsansatz von Kulturstaatsministerin Claudia Roth bei den Projektmitteln im Bereich der Kulturarbeit nach § 96 zu denken, der insbesondere die Handlungsfähigkeit der Kulturreferenten beschneidet. Dass diese Kürzungen offiziell mit dem in Krisenzeiten angeschlagenen Bundeshaushalt begründet werden, ist höchstens auf den allerersten Blick überzeugend: Gewiss stellen Putins Krieg gegen die Ukraine und die hiervon ausgelöste Wirtschaftskrise eine nicht zu unterschätzende Beeinträchtigung der Regierungspolitik – und eben auch ihrer fiskalischen Spielräume – dar.

Jedoch: Worauf Moskau zielt, ist die Zerstörung Europas. Im Wissen hierum ist jegliches Bestreben zu fördern, das nachhaltig zum Zusammenhalt Europas beiträgt. Genau dies sollte die auswärtige Kulturpolitik tun – und genau dies tut seit Jahrzehnten die »Kulturarbeit nach § 96«. Und so ist dem Bundesvertriebenengesetz zu seinem 70. Jubiläum an erster Stelle zu wünschen, dass die Kulturstaatsministerin dieser Einsicht künftig in angemessener Weise Rechnung tragen wird. **st**

Rita Hagl-Kehl MdB ist Vorsitzende des Kuratoriums der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen und Mitglied des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen. Die Bundestagsabgeordnete der SPD war 2018 bis 2021 Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin der Justiz und für Verbraucherschutz und ist Mitglied des Sudetendeutschen Rates.



VORHINWEISE AUF DEN WESTPREUSSEN-KONGRESS 2023

Der nächste Westpreußen-Kongress soll vom 22. bis zum 24. September 2023 in Warendorf stattfinden. Der Titel lautet:

JOHANN AMOS COMENIUS IM LAND AN DER UNTEREN WEICHSEL – Interkulturelle Spuren eines universellen Gelehrten, Theologen und Pädagogen

AUFRISS DES THEMAS

Der Kongress wendet sich einer historischen Phase des Landes an der unteren Weichsel zu, die bislang, wenn überhaupt, nur ganz selten Berücksichtigung gefunden hat: dem Königlichen Preußen um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Zwischen 1642 und 1648 lebte Johann Amos Comenius (1592–1670) in der – zu dieser Zeit von Schweden besetzten – Hafenstadt Elbing. Hier traf er auf ein blühendes geistiges Leben, und in dieser offenen kulturellen Konstellation gewann ihn der polnische König für das Projekt, ein Gespräch zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformierten vorzubereiten und zu begleiten, das dann vom 28. August bis zum 22. November 1645 als *Colloquium Charitativum* in Thorn stattfand. Überdies sind mit der Elbinger Zeit des Comenius die ersten Arbeiten an seinem imposanten Hauptwerk verbunden: der »Allgemeinen Beratung über die Verbesserung der menschlichen Angelegenheiten« (*De rerum humanarum emendatione consultatio catholica*).

Die Anwesenheit und das Wirken des Johann Amos Comenius im Land an der unteren Weichsel lassen es als lohnend erscheinen, innerhalb dieser Tagung die interkulturellen Verflechtungen der Nationen und die Beziehungen zwischen den Konfessionen in dieser geschichtlichen Phase eingehender zu erschließen. Dabei verbindet sich mit den historischen Spuren, die der große Humanist in den späterhin westpreußischen Städten Elbing und Thorn hinterlassen hat, die Bedeutung, die ihm bis heute im allgemeinen Diskurs in Deutschland wie in Polen – sowie im gesamteuropäischen Kontext – zugemessen wird.

Dieser Ansatz lässt sich an den folgenden Fragestellungen konkretisieren:

- In welchem Maße können aus dem kosmopolitischen Lebenskonzept und dem offenen, von jeglicher Diskriminierung weit entfernten Denken des Comenius Leitlinien für ein friedfertiges Zusammenleben der Menschen und Völker gewonnen werden?
- Unter welchen Bedingungen könnten die Ideen eines strikten Ökumenismus in der Gegenwart wirksam werden?
- Welchen Rang billigen die Leistungsgesellschaften der Gegenwart dem humanistischen Menschenbild des bis heute normsetzenden Pädagogen Comenius zu?

TAGUNGSPROGRAMM

FREITAG, 22. SEPTEMBER 2023

20:00 Uhr Dr. Neele Illner M. A., Berlin (virtuelle Teilnahme)
Der Comenius-Garten in Berlin – ein Raum zum Leben, Forschen und zur wissenschaftshistorischen Rekonstruktion eines Welt- und Menschenbildes

SAMSTAG, 23. SEPTEMBER 2023

9:00 Uhr Prof. Dr. Karin Friedrich, Aberdeen
Kalvinisten und Antitrinitariernetzwerke des 17. Jahrhunderts in Polen-Litauen

10:30 Uhr Prof. Dr. Andreas Fritsch, Berlin
Johann Amos Comenius – Sein Lebenswerk im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und seine nachhaltige Wirkung

14:00 Uhr Pfr. i. R. Dr. Manfred Richter, Berlin
Des Comenius Elbinger Jahre und das Colloquium Charitativum von Thorn 1645

15:15 Uhr WORKSHOP
Erfahrungen mit der Lektüre von Comenius-Texten
Leitung: Prof. Dr. Andreas Fritsch, Berlin

16:45 Uhr Dr. Hartmut Rudolph, Potsdam
Zur Wirkungsgeschichte von Johann Amos Comenius: Der Diskurs der Frühaufklärung bei Gottfried Wilhelm Leibniz und Daniel Ernst Jablonski

19:30 Uhr Prof. Dr. Erik Fischer, Bonn
Comenius – eine europäische Leitfigur: Das Konzept der Stichting Comenius Museum in Naarden/NL

20:30 Uhr **VERLEIHUNG DES „WESTPREUSSISCHEN KULTURPREISES 2023“ an Prof. Dr. Karin Friedrich**

SONNTAG, 24. SEPTEMBER 2023

9:00 Uhr Teresa Ogrodzińska, Warschau
Johann Amos Comenius und die heutige Kindheitspädagogik in Polen

10:30 Uhr Pfr. i. R. Dr. Justus Werdin, Frankfurt (Oder)
Bewegungen und Erfahrungen: Ansätze zu grenzüberschreitender Ökumene

11:30 Uhr **Abschlussdiskussion**, Leitung: Prof. Dr. Erik Fischer

ORGANISATORISCHE HINWEISE

Am 24. Juli wird unter der Adresse **kongress2023.westpreussische-gesellschaft.de** eine zweisprachige Website freigeschaltet, die dann alle wesentlichen Informationen über das Programm, die Teilnahmevoraussetzungen und die Anmeldeöglichkeiten bieten wird. – **Alle Interessentinnen**

und Interessenten werden gebeten, sich die Termine vorzumerken und die Adresse der Kongress-Homepage greifbar zu halten.

Rechtliche Anmerkung: Eine Förderung dieser Veranstaltung wird beim BMI beantragt. Eine Zusage liegt noch nicht vor. Deshalb sind alle hier gegebenen Hinweise noch als unverbindlich zu betrachten.

DIE LÜCKE BEGINNT SICH ZU SCHLIESSEN

Soeben ist der **DOPPELBAND 69/70 (2019/2020)** des »**WESTPREUSSEN-JAHRBUCHS**« erschienen!

Was die Leserinnen und Leser bei der Fortsetzung der Reihe erwarten dürfen:

→ **WESTPREUSSEN UND EUROPA**

Die ehemalige preußische Provinz »Westpreußen« wird weiterhin in ihrer ganzen Vielfalt erschlossen. Dabei wird ihre Geschichte aber noch stärker vor dem Horizont der fortgeschrittenen europäischen Einigung betrachtet. Darauf möchte der neue Untertitel verweisen, der von nun an »Studien zur europäischen Kulturregion an der unteren Weichsel« lautet.

→ **ERWEITERUNG DER PERSPEKTIVE**

Die Beiträge des Jahrbuchs sollen einesteiils das geschichtliche Wissen über Westpreußen möglichst erweitern bzw. vertiefen. Andernteils werden sie allerdings auch nach den Voraussetzungen fragen, die die Geschichtsschreibung in früheren Jahren geprägt haben, und attraktive neuere Ansätze und Methoden diskutieren.

→ **SCHWERPUNKTE IN EINEM BREITEN THEMENSPEKTRUM**

Schließlich werden jetzt auch die Erträge der Westpreußen-Kongresse öffentlich zugänglich gemacht und zugleich archiviert. Dadurch gruppieren sich mehrere Beiträge jeweils um ein thematisches Zentrum und verleihen den einzelnen Bänden, die selbstverständlicherweise auch »freie Beiträge« bieten, eine höhere Kohärenz.



Die Herausgeber laden herzlich ein, sich einen genaueren Eindruck vom modifizierten Konzept der Reihe zu machen und einen Blick auf das **INHALTSVERZEICHNIS** zu werfen:

GRUNDSATZREFERATE

BETTINA SCHLÜTER

Historische Wahrheit 2.0 – Geschichtskonstruktionen im analogen und digitalen Zeitalter

JÖRG HACKMANN

Zwischen Preußen und Pommern: Bezeichnungen für die Region an der unteren Weichsel im deutsch-polnisch-kaschubischen Spannungsfeld

HANS-JÜRGEN BÖMELBURG

Die untere Weichselregion und Westpreußen in der Perspektive einer deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte und einer europäischen Kulturgeschichte

BEITRÄGE ZUR ZERKLÜFTETEN DEUTSCH-POLNISCHEN BEZIEHUNGSGESCHICHTE SEIT DEM KAISERREICH

CHRISTIAN PLETZING

Preußen, Deutsche und Polen in Westpreußen zwischen Völkerfrühling und Kulturkampf

MARTIN KOSCHNY

Der »Geist von Rache und Erniedrigung«. Die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg und der »Friedensvertrag« von 1919

FRANK GOLCZEWSKI

Konzepte der Wiederherstellung Polens nach dem Ersten Weltkrieg

BEATA DOROTA LAKEBERG

Neuer Staat, alte Nachbarn – Deutsch-polnische Konfliktlinien und Verständigungsansätze während der Zwischenkriegszeit im Spiegel der deutschen Minderheitenpresse

DANIEL BREWING

Der Beginn des »Polenfeldzugs« – ein Bruch mit Grundregeln der Zivilisation

AXEL DORNEMANN

Heimwehland: »Flucht – Vertreibung – Erinnerung« als Sujet eines »literarischen Lesebuchs«

CHRISTOPH BERGNER

Das Epochenjahr 1989 und seine Aktualität für die deutsch-polnischen Beziehungen

FREIE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER REGION

FILIP EMANUEL SCHUFFERT

Zwei Städte, eine Seuche: Danzig und Königsberg im Angesicht der Pest

RAINER ZACHARIAS

REGNO REDINTEGRATO – Die westpreußische Huldigung Friedrichs II. 1772 in Marienburg

Die Jahrbücher erscheinen als Hardcover. Der vorliegende Doppelband umfasst 231 Seiten; sein Preis beträgt € 25,90 und reduziert sich für Mitglieder der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT auf € 21,90. – Dieser Band kann ab sofort bei der Geschäftsstelle oder unter shop.westpreussische-gesellschaft.de in unserem Online-Shop bestellt werden.



»Leidenschaftliches Engagement«

ZWEI GEMÄLDE VON ANNA MARIE SCHWANITZ STEHEN AM ANFANG EINER SPURENSUCHE

Nach dem Krieg lebte die Kunstlehrerin Anna Marie Schwanitz in Düsseldorf sowie in Baden-Baden und brachte Bilder ganz unterschiedlicher Stilrichtungen hervor. Ihr Lebenslauf lässt sich zwar nur bruchstückhaft rekonstruieren, doch Querbeziehungen zur Geschichte Westpreußens und dem Erinnern an die historische Provinz sind nicht zu übersehen.

Manche Themen entwickeln sich von langer Hand, andere dagegen treten gewissermaßen aus dem Nichts hervor. Den Ausgangspunkt dieses Artikels bildete ein unerwartetes Geschenk: Im Sommer 2021 bot eine Dame aus der Nähe von Saarbrücken der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT zwei Gemälde an. Es handelte sich um Arbeiten von Anna Marie Schwanitz, einer aus Danzig stammenden Künstlerin. Die großzügige Stifterin der beiden Bilder hatte Anna Maria Schwanitz noch persönlich gekannt; damals habe die Urheberin der Gemälde in Baden-Baden gelebt. Später habe sich der Kontakt jedoch verloren.

Das eine der beiden Gemälde zeigt Christus mit der Dornenkrone. Der Blick der schattenhaften Figur ist auf den Betrachter gerichtet. Daneben eine mit gelben Strichen angedeutete Figur, von der man nicht eindeutig sagen kann, ob sie Jesus verspottet und erniedrigt oder doch entsetzt aufschreit angesichts seines Leides. Die andere Arbeit lässt zwar keinen direkten christlichen Bezug erkennen, scheint aber ein ähnliches Thema zu behandeln: Die Bildoberfläche von *Das zerschundene Antlitz* ist mit breiten schwarzen Strichen überzogen, die an Kratzspuren erinnern. Zwischen oder unter ihnen ist undeutlich ein menschliches Gesicht zu erkennen.

Mit ihrem am gegenständlichen Expressionismus der Nachkriegszeit orientierten Stil würden die beiden Gemälde von Anna Marie Schwanitz heute zum Beispiel in der Gruppenausstellung eines lokalen Künstlervereins keineswegs mehr auffallen. Vor einigen Jahrzehnten sind sie aber sicher noch ohne Abstriche als zeitgenössische, nach einem neuen Ausdruck suchende Kunstwerke wahrgenommen worden. Darüber hinaus verraten die beiden Gemälde jedoch nichts über ihre Urheberin. Lebensdaten von Anna Marie Schwanitz waren auch der Stifterin nicht bekannt. Selbst die Schreibweise des Vornamens variiert in den wenigen Dokumenten, die bisher zu finden waren: Die Person der Ann-Marie, Annema-



Beispielhaft für die expressive Malerei von Anna Maria Schwanitz ist diese Darstellung von Christus mit der Dornenkrone.

rie oder Anna Marie Schwanitz schien sich eher zu entziehen als näherzukommen. Nach und nach allerdings kamen eine längere Vorgeschichte und interessante Querverbindungen zum Vorschein.

LERNENDE UND LEHRENDE Anna Marie Schwanitz war ausgebildete Kunsterzieherin, ihr Staatsexamen hatte sie an der Staatlichen Kunstschule in Berlin absolviert. In diesem Beruf hatte sie in Danzig gearbeitet und daneben ein Marionettentheater betrieben. Nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrer Ankunft in Westdeutschland arbeitete sie bald wieder als Lehrerin, für kurze Zeit aushilfsweise an einem Gymnasium in Baden-Baden, bereits seit 1946 dann als Studienrätin in Düsseldorf. Als eine Station ihres Werdegangs gab sie Unterricht bei dem Maler Fritz Pfuhe in Danzig an. Pfuhe hatte an der Technischen Hochschule Danzig zwischen 1910 und 1930 eine Professur für das Fach Freihandzeichnen innegehabt. Anna Marie Schwanitz wird wahrscheinlich in der Zeit danach private Abendkurse bei Pfuhe besucht haben. Auch der junge Danziger Günter Grass wurde in diesem Rahmen zu Pfuhes

Zeichenschüler – so vermerkt es zumindest der Wikipedia-Eintrag, allerdings ohne einen Beleg anzugeben. In der Nachkriegszeit nahm Anna Marie Schwanitz außerdem an der Salzburger Sommerakademie teil, die 1953 von dem österreichischen Expressionisten Oskar Kokoschka gegründet worden waren. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre befand sich Anna Marie Schwanitz bereits im Ruhestand, was einen weiteren Hinweis auf ihr ungefähres Geburtsjahr gibt.

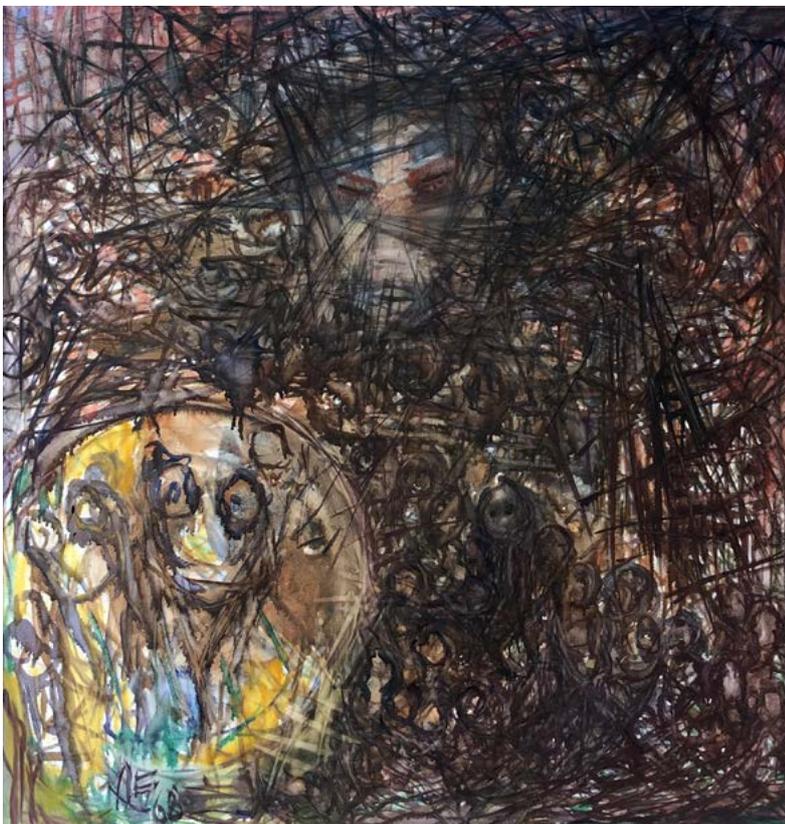
Alle diese Informationen über Anna Marie Schwanitz stammen aus der gleichen Quelle: Die Stifterin der Gemälde hatte ein Einladungsblatt zu einer Ausstellung mit Gemälden von Schwanitz aufbewahrt, das auch eine kurze Biographie enthält. Diese Ausstellung fand vom 4. bis zum 20. Juni 1977 im Lichthof des Landeshauses in Münster statt. Initiiert hatte sie die damalige LANDSMANNSCHAFT WESTPREUSSEN; Hans-Jürgen Schuch, der stellvertretende Bundessprecher und spätere Direktor des WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUMS am Standort Münster-Wolbeck, hielt die Eröffnungsansprache. Der von der Krefelder Schriftstellerin Annemarie in der Au verfasste Einführungstext lässt eine große Wertschätzung für die Gemälde von Anna Marie Schwanitz erkennen: Das »persönliche Erleben eines Themas« sei in dieser Malerei ebenso wichtig wie »leidenschaftliches Engagement für die Probleme der Zeit«, die Bilder seien »Ausdeutungen absoluter Wirklichkeit« und die Künstlerin erscheint hier geradezu als eine Seherin, die ihre Werke »niemals vom Verstand, sondern nur von der benadeten Eingebung her« entwickle.

„ROTE PFERDE“ IM MUSEUM Auf dem Einladungsblatt zur Ausstellung in Münster ist vorne in Schwarz-Weiß eine Arbeit von Anna Marie Schwanitz wiedergegeben. Sie zeigt in einen engen Bildausschnitt gedrängte Pferde, die in großer Erregung von links nach rechts galoppieren. Als Titel des Bildes steht darunter *Die roten Fluchtpferde*. Dieses Gemälde ist offenbar in der Folge, wahrscheinlich vermittelt über Hans-Jürgen Schuch, in die Sammlung des WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUMS aufgenommen worden. Im Original ist das kräftige Rot der Pferde das bestimmende Merkmal, auch erscheinen die Körper der Tiere wie ineinander verschlungen. Deutlich ist hier auch eine Datierung zu sehen, der zur Folge das Gemälde im Jahr 1965 entstanden ist. Das Museum führt das etwa 80 Zentimeter im Quadrat große Ölbild jedoch unter dem Titel *Pferde, die in Panik davon galoppieren*, und auf der Rückseite des Gemäldes findet sich zudem der Eintrag »Panik« – einmal mehr also Varianten und Uneindeutigkeiten.

Andere Aufzeichnungen lassen vermuten, dass noch weitere Gemälde von Anna Marie Schwanitz in das WESTPREUSSISCHE LANDESMUSEUM gelangt sind, darunter eine Darstellung der brennenden Stadt Danzig, in deren Mittelpunkt deutlich der Turm der Marienkirche zu erkennen ist. Dieses Bild, das wahrscheinlich 1975 entstanden ist, scheint sich vorübergehend im Besitz des Museums befunden zu haben, ist aber schon vor längerer Zeit aus dem Bestand ausgeschieden. Immerhin ist im Archiv des jetzt in Warendorf ansässigen Museums eine weitere Information zu Anna



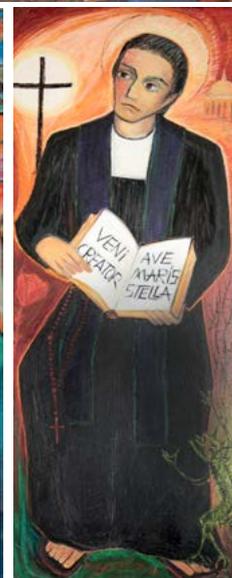
Das Gemälde Die roten Fluchtpferde von Anna Marie Schwanitz wurde 1977 in Münster ausgestellt und befindet sich heute in der Sammlung des WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUMS in Warendorf.



Das zerschundene Antlitz heißt eines der beiden Gemälde, die sich dank einer Schenkung jetzt im Besitz der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT befinden.



Eine Einladungskarte zu einer Ausstellung im Jahr 1977 gehört zu den wenigen Quellen über die Person von Anna Marie Schwanitz.



Das brennende Danzig, ein Gemälde, von dem gegenwärtig nur eine Schwarz-Weiß-Fotografie auffindbar ist, bietet einen weiteren künstlerisch-autobiographischen Beleg für die traumatisierenden Erfahrungen von Flucht und Vertreibung.

noch in der Provinz Westpreußen zur Welt gekommen. Nach 1920 war das Gebiet dann bereits zu einem Teil Polens geworden.

STARKE RELIGIÖSE EMPFINDUNG Noch eine weitere Wendung im Lebenslauf von Anna Marie Schwanitz überrascht, wenn sie nicht geradezu Rätsel aufgibt. Parallel zu Gemälden wie den beiden Stücken, die in den Besitz der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT übergegangen sind, malte Schwanitz auch religiöse Motive in einem ganz anderen Stil. Dazu gehören unter anderem eine Darstellung des Letzten Abendmahls und eine Muttergottes mit Kind. Stets nehmen die menschlichen Figuren den Großteil des Bildraums in Anspruch, ihre Umrisse sind vereinfacht und kantig, die Augen übergroß – kaum zu glauben, dass sie aus der

Parallel zu ihrer expressiven Malerei gestaltete Anna Marie Schwanitz christliche Motive in einem reduzierten gegenständlichen Stil – so wie diese Darstellung des Letzten Abendmahls. – Gemälde wie Maria, Mutter der Gnaden belegen die starke religiöse Empfindung von Anna Marie Schwanitz, deren Schwester dem Orden der Franziskanerinnen im Trierer sogenannten „Böhmerkloster“ beigetreten war. – Für den Orden der Montfortaner entstand diese Darstellung des Ordensgründers, des Hl. Ludwig Maria Grignion von Montfort.

gleichen Hand stammen wie das expressive Christusbild und das *Zerschundene Antlitz*. Der Anlass für diese Bilder war der Kontakt zwischen Schwanitz und dem Orden der Montfortaner. Für einen Pater des Ordens, der eine Niederlassung im saarländischen Fremersdorf unterhielt, entstand auch ein Bild des Ordensgründers, des heiligen Ludwig Maria Grignion von Montfort. Zu diesem Gemälde schließlich existiert noch ein Kommentar von Anna Marie Schwanitz selbst: Einen Heiligen »von großer Ausstrahlungskraft« habe sie dargestellt, »den Blick auf das Kreuz gerichtet, das in einer Gloriola sein Haupt umschließt«. Links verweise eine Rose auf die Muttergottes, rechts im Hintergrund deute ein Kuppelbau den Petersdom an, denn der Heilige soll einmal zu Fuß nach Rom gegangen sein.

Aus den wenigen Kommentaren von Anna Marie Schwanitz lässt sich eine starke religiöse Empfindung herauslesen. Dennoch bleibt ihre Person weiterhin im Ungefähren. In der Erinnerung der Stifterin, die der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT jene zwei Gemälde überlassen hat, die am Anfang dieser Geschichte stehen, hat das Bild von Anna Marie Schwanitz dagegen noch immer klare Umrisse. Die Geflüchtete aus Danzig, die in Düsseldorf tätige Lehrerin und in ihrem Umfeld geschätzte Künstlerin, sei »eine sehr selbstbewusste Frau« gewesen: »Sie wusste genau, was sie wollte.«

st Alexander Kleinschrodt

Notizen ...

... aus der Dreistadt

MEUCHELMÖRDER VERURTEILT Der Mordanschlag auf den höchst beliebten Danziger Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz, der dabei am 13. Januar 2019 während des Finales des »Großen Orchesters der Weihnachtlichen Hilfe« (WOŚP) auf dem Kohlenmarkt tödlich verletzt wurde, hatte international große Erschütterung hervorgerufen. Mehr als vier Jahre nach dieser Untat – am 16. März dieses Jahres – wurde über den Mörder, Stefan Wilmont, vom Danziger Landgericht das Urteil gesprochen:



Der Täter bei der Verhandlung

Aufgrund der Abscheulichkeit des – in der Geschichte Polens beispiellosen – Verbrechens, die von der Vorsitzenden Richterin Aleksandra Kaczmarek bei der Urteilsverkündung hervorgehoben wurde, muss Stefan



Die Grabstätte von Paweł Adamowicz in der Danziger Marienkirche

Wilmont eine lebenslängliche Haft verbüßen, aus der er frühestens nach 40 Jahren auf Bewährung freigelassen werden kann. Dies ist nach polnischem Recht die höchstmögliche Strafe überhaupt. Überdies entzog ihm das Gericht für einen Zeitraum von zehn Jahren seine Bürgerrechte. Schließlich bleibt der Verurteilte – auf dessen psychische Labilität seine Mutter die Behörden übrigens noch wenige Wochen vor dem Attentat eigens hingewiesen hatte – weiterhin in psychiatrischer Behandlung. Nach Ende des Prozesses durften die persönlichen Daten des Attentäters wegen des öffentlichen Interesses an diesem Fall allgemein publik gemacht werden, wobei diese Maßnahme von Stefan Wilmont ausdrücklich begrüßt wurde.

J. SAMUEL WHITE & Co. LTD in Cowes gebaute und am 25. Oktober 1937 getaufte Schiff kämpfte während des Zweiten Weltkrieges aufseiten der Engländer, kehrte 1947 nach Gdingen zurück und war noch bis in die 1970er Jahre hinein im Einsatz. Im Mai dieses Jahres stand die BLYSKAWICA nun im Mittelpunkt einer Reihe von Veranstaltungen. Das Orchester der polnischen Marine gab mehrere Konzerte, der neue Studentenjahrgang der Offiziersschule wurde dort feierlich vereidigt, des Öfteren marschierte die Ehrenkompanie der Marine auf, im Inneren wurde eine Ausstellung zur Geschichte des Schiffes gezeigt und häufig erhielten die zahlreichen Besucher freien Eintritt.

Peter Neumann

... Elbing

NEUSTART FÜR DIE ORGELKUNST



FOTO: KAMIL ZIMNICKI

Mit einem Konzert der lettischen Organistin und Komponistin Dr. Renāte Stivriņa wurde am 21. Mai feierlich das I. ELBINGER ORGELFESTIVAL eröffnet. Die Vorbereitung und Organisation hatten der Kulturverein der Stadt und die Pangritzer Pfarrei der katholischen St. Adalbert-Gemeinde übernommen. Mit dem neuen, attraktiven kulturellen Angebot, das in diesem Jahr insgesamt drei Recitals umfasst, wird die Tradition der Orgelkonzerte wiederbelebt, die von 1979 bis zur Mitte der 1990er Jahre in der St. Nikolai-Kirche stattgefunden hatten. Durch den Wechsel zur St. Adalbert-Kirche erklingt hier nun die 1903 erbaute romantische Orgel aus der Werkstatt von Eduard Wittek.

GEDENKTAFEL Am 2. Juni fand im Elbinger Archäologisch-Historischen Museum eine wissenschaftliche Konferenz statt, die von der Elbinger Abteilung der POLNISCHEN HISTORISCHEN GESELLSCHAFT veranstaltet wurde und das Thema *Elbing im Laufe der Jahrhunderte – Geschichte der Stadt, der Menschen und Ideen* entfaltete. Die Veranstaltung war der Erinnerung an die hoch geschätzte Kunsthistorikerin und Kustodin Wiesława Rynkiewicz-Domino gewidmet. Sie hatte von 1986 bis zu ihrem plötzlichen Tod im Juni 2021 am Elbinger Museum gearbeitet und ist mit einem profunden Beitrag über die Geschichte des Elbinger Gymnasiumsgebäudes auch als Autorin im *Westpreußen* hervorgetreten (*DW* 6/2019). Im Rahmen der Tagung wurde überdies im Lapidarium, das sich im Hof des Museums befindet, eine Gedenktafel enthüllt.

Bartosz Skop

... Marienburg

KOPERNIKUS 550 Am 12. Mai veranstaltete das Marienburger Stadtmuseum zunächst eine Konferenz, die sich anlässlich des 550. Geburtstages von Nikolaus Kopernikus mit der Person und dem historischen Umfeld des bedeutenden Astronomen beschäftigte. Beispielsweise sprachen Dr. Aleksandra Girsztowt (Danzig)

und Dr. Adam Chęć (Thorn) über *Ärzte, Anwälte, Geistliche – Anmerkungen zu den modernen Eliten von Marienburg* bzw. über *Nikolaus Kopernikus als Reformator des Währungssystems*.

Im Anschluss daran fand die Eröffnung der neuen Wechselausstellung statt, die das Stadtmuseum gemeinsam mit dem Verein MARIENBURG GESTERN UND HEUTE konzipiert hat. Deren Titel – *Der unbekannt Nikolaus Kopernikus* – will die Besucher darauf hinweisen, dass Kopernikus nicht nur der allseits berühmte Astronom gewesen ist, sondern auch noch in seinen Tätigkeitsfeldern als Arzt, Ökonom, Kartograph und Verwaltungsbeamter oder auch als Übersetzer entdeckt werden kann. Diese Zusammenhänge veranschaulicht die Ausstellung mit wenig bekannten Dokumenten, Stichen und einem Faksimile vom Manuskript der bahnbrechenden Schrift *De revolutionibus orbium coelestium*. Diese Exponate stammen aus den Sammlungen des Stadtmuseums, des Marienburger Schlossmuseums, des Staatsarchivs in Marienburg, des Thorner Nikolaus-Kopernikus-Museums sowie von privaten Leihgebern. Einen weiteren Schwerpunkt bildet schließlich ein Rückblick auf die Feierlichkeiten, die in Marienburg 50 Jahre zuvor, zum 500. Geburtstag des Kopernikus, stattgefunden hatten.

Marek Dziedzic

Juden in Westpreußen von der Gründung der preußischen Provinz bis zum Ende des Kaiserreichs

Ein Aufriss

Von Michael K. Schulz

Die Vergangenheit jüdischen Lebens in Deutschland lässt sich anhand verschiedener Narrative darstellen. Je nachdem, ob wir Juden als ein Volk, eine Nation, eine Kultur oder eine Religions- bzw. Schicksalsgemeinschaft verstehen, richten wir unterschiedlich große Aufmerksamkeit auf spezielle Aspekte wie Tradition, Sprache, kollektive Identität oder politische Orientierungen. Ähnlich wie für andere in der Diaspora (Galut) lebende jüdische Gemeinschaften bietet es sich auch für jene in Westpreußen an, ihre Geschichte maßgeblich als die einer religiös-ethnischen Minderheit aufzufassen, die – abhängig vom sozialpolitischen Kontext – mehr oder weniger große Entfaltungsmöglichkeiten genoss.

Bei der Beschreibung historischer Prozesse und Ereignisse ist es dringend angeraten, ein möglichst vielperspektivisches Bild zu zeichnen. Um dieses Ziel im Folgenden zu erreichen, werden die wichtigsten Aspekte jüdischen Lebens in Westpreußen während der Zeitspanne von 1772 bis 1918 in drei Blöcken dargestellt.

- Erstens, das Verhältnis des Staates zu den Juden. Wie wurde ihr Status offiziell definiert? Was unterschied sie von ihren nichtjüdischen Nachbarn? Was wurde ihnen erlaubt und was verboten?
- Zweitens, das innerjüdische Leben, insbesondere das Judentum als eine Kultur und Religion, das Gemeindeleben und jüdische Identitäten. Welche ideellen Entwicklungen gab es dabei? Wie organisierten sich die Juden und wie normierten sie Verhaltensregeln untereinander?
- Drittens, soziale Beziehungen zwischen jüdischer Minderheit und Mehrheitsgesellschaft. Dabei stellt sich zunächst die Frage, in welchen Zusammenhängen die Kontakte überhaupt stattfanden: im Berufsleben, im öffentlichen oder privaten Raum? Wie intensiv waren diese Beziehungen und was prägte sie am stärksten, etwa gegenseitige wirtschaftliche Interessen, antijüdische Ressentiments oder Desinteresse?

Auch wenn einigen dieser Fragen hier nur kurze Ausführungen gewidmet werden können, gewährt uns diese Multiperspektivität doch die Chance, ein Bild zu zeigen, in dem sowohl das innerjüdische Leben wie auch dessen Wechselwirkungen mit der »Außenwelt« berücksichtigt werden.

Der Staat und die Juden

Bis zu den Teilungen Polen-Litauens 1772, 1793 und 1795 war es den Juden großenteils verboten, sich in den Städten des Königlichen Preußens niederzulassen. Aus diesem Grunde lebte zum einen ein Drittel der 1772 verzeichneten 3.601 Juden der neugegründeten Provinz Westpreußen in den Vororten Danzigs, in Gebieten außerhalb der städtischen Jurisdiktion. Zum anderen hielten sich, nachdem die früher dem Netzedistrikt angehörigen Landkreise

Deutsch Krone und Flatow Westpreußen zugeschlagen worden waren, die meisten der anderen westpreußischen Juden dort auf, gefolgt von ihren Glaubensgenossen in den Landkreisen Schlochau und Preußisch Stargard. Bis zum Ersten Weltkrieg blieb der südliche Regierungsbezirk Marienwerder seinem Danziger Pendant in absoluten Zahlen der jüdischen Bewohner überlegen; deren Rückgang war seit den 1870er Jahren gleichwohl deutlich stärker als in den nördlichen Teilen der Provinz.

Neben ihren Auswirkungen auf die Niederlassungsmöglichkeiten markierten die Teilungen Polen-Litauens auch eine Zäsur im Status der Juden gegenüber dem Staat und hinsichtlich ihrer Erwerbsmöglichkeiten. Nach der ersten Teilung im Jahr 1772 führte Friedrich II. in der Provinz Westpreußen das seit 1750 in seiner Monarchie geltende Juden-Reglement ein. Als Ausdruck der absolutistischen Schutzjudenpolitik bestimmte dieser Rechtsakt den Status der jüdischen Minderheit im Land und den Rahmen ihrer wirtschaftlichen Aktivität und der Gemeindeautonomie. Den »Schutz« des Staates verdienten demzufolge insbesondere wohlhabende oder zumindest diejenigen Juden, die ihre Familien selbstständig unterhalten konnten. Alle anderen wurden aufgefordert, das Land zu verlassen bzw. durften als »Tolerierte« bei den Schutzjuden kleine Hilfsdienste leisten.

Infolge der zweiten Teilung Polen-Litauens im Jahr 1793 wurde auch Danzig Teil der preußischen Monarchie und zur westpreußischen Hauptstadt. Obwohl die neuen Herrscher die bisherige restriktive Politik der Stadt formal unterstützten, wuchs die jüdische Gemeinschaft an der Mottlau, bis sie in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts knapp 800 Personen erreichte (ca. 2 % aller Danziger). Ausschlaggebend für die Weiterentwicklung des jüdischen Lebens in Danzig waren die Stadtbefestigungen durch französische bzw. russische Truppen 1807 und 1813. Da währenddessen ein Großteil der vorstädtischen Bebauung zerstört wurde, tolerierten die lokalen Behörden den Umzug der Juden aus dem Danziger Großraum in die Stadt.

Während sich Danzig als eine unter französischer Aufsicht gegründete Freie Stadt in einem rechtlichen Konflikt zwischen den jahrzehntelangen republikanisch-autonomen Freiheiten und modernen Verfassungslösungen nach dem Muster des revolutionären Frankreichs befand, führte Friedrich Wilhelm III. im Rahmen der – im Nachhinein als Stein-Hardenbergsche Reformen bezeichneten – Gesetzgebung am 19. November 1808 die Städteordnung und am 11. März 1812 das sogenannte Emanzipationsedikt ein. Das erste Gesetz ermöglichte den Juden Zugang zu Stadtbürgerrechten, womit das aktive und passive Wahlrecht bei der kommunalen Selbstverwaltung verbunden war. Das zweite Gesetz brachte zwar keine volle Gleichberechtigung (Emanzipation), garantierte

den Juden aber doch eine freie Wahl des Wohnorts und die fast uneingeschränkte Berufsfreiheit. Als identitätsstiftender Rechtsakt forderte das Emanzipationsedikt jüdische Hausväter auf, feste Familiennamen anzunehmen und für Verträge und Handelsbücher keine jüdischen Sprachen (Hebräisch oder Jiddisch) zu verwenden. Im Gegenzug wurden sie als »Einländer« und »Staatsbürger« anerkannt.

Rückblickend bildete das Emanzipationsedikt den Ausgangspunkt des langen Wegs, an dessen Ende im Jahr 1871 den Juden die Gleichberechtigung mit den anderen deutschen Bürgern garantiert wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es über ein halbes Jahrhundert lang immer wieder Rückschritte im Gleichstellungsprozess sowie zahlreiche Unklarheiten bezüglich der Auslegung der existierenden Vorschriften gegeben. In Danzig wurde etwa das Emanzipationsedikt im Jahr 1814 eingeführt – dies bestätigte Friedrich Wilhelm III. aber erst 18 Jahre später endgültig. Des Weiteren stellte die Regierung von Marienwerder in den 1840er Jahren fest, dass das Reglement von 1750 nach wie vor eine gesetzliche Grundlage darstelle, auch wenn viele von ihren Bestimmungen seit langem nicht mehr beachtet worden seien.

Die Rechtslage in Preußen war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders kompliziert. Bezogen auf den Status der jüdischen Bevölkerung existierten gleichzeitig nahezu 20 unterschiedliche Regelungen. Allein in Westpreußen galten Sonderbestimmungen für Danzig und für einen Teil des Marienwerderschen Regierungsbezirks (und zwar für die Kreise Kulm und Michelau sowie die Stadt Thorn), der in den Jahren von 1807 bis 1815 dem Herzogtum Warschau angehört hatte. Eine angesichts dieser Lage oft komplizierte Entscheidungsfindung, z. B. bei der Frage, ob sich ein Jude in Westpreußen niederlassen dürfe, vereinfachten die Beamten gelegentlich, indem sie sich an der Herkunft des Antragstellers orientierten. Es lässt sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Muster der amtlichen Praxis erkennen, wonach beispielsweise einem aus Westpreußen stammenden Juden unabhängig von Gesetzesänderungen eine Rückkehr in die Provinz seiner Eltern meistens erlaubt wurde. Hingegen wurde etwa

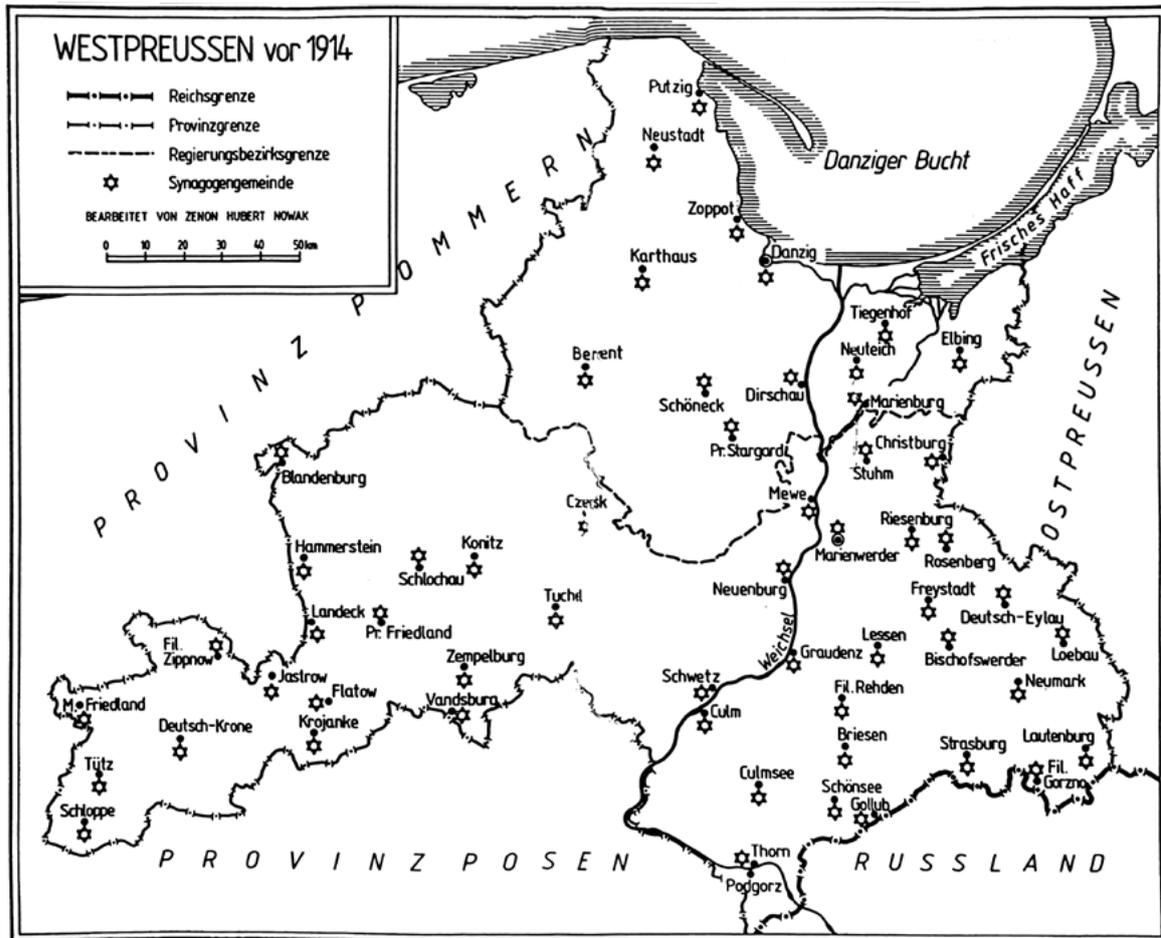
einem aus dem Zarenreich oder aus der preußischen Provinz Posen stammenden Juden ein solcher Umzug eher verweigert. Durch dieses Vorgehen wurde der jüdische Westpreuße durch die regionalen Behörden in gewisser Weise als »Hiesiger« anerkannt – und, anders als dies jahrhundertlang üblich gewesen war, nicht wie ein Fremder behandelt.

Das innerjüdische Leben

Im Mittelpunkt des organisierten innerjüdischen Lebens stand die jüdische Gemeinde (Kehila, Mehrzahl: Kehilot). Sie schuf Bedingungen, die es ihren Mitgliedern ermöglichten, nach dem Religionsgesetz des Judentums zu leben. Sie war für Kultus und Religionsunterricht, Wohltätigkeit und Verwaltung der Gemeindeeinrichtungen zuständig. Ihr Vorstand bestand aus einigen in der lokalen jüdischen Gemeinschaft wertgeschätzten Männern, die für das Erfüllen der Gemeindeaufgaben eine von der Größe und den finanziellen Möglichkeiten einer Kehila abhängige Anzahl von Beamten beschäftigten. Der Rabbiner fungierte als Experte in Religionsangelegenheiten und betreute die lokale Religionsschule. Der Kantor (Chazan) leitete Gottesdienste und insbesondere in kleineren Kehilot erfüllte er gleichzeitig die Aufgabe des Schächters (Schochet), der die zum Verzehr zugelassenen Tiere nach den jüdischen Speiseregeln (Kaschrut) schlachtete. Der Schulbediente (Schammes) betreute die Synagoge, rief Gemeindemitglieder zum Gottesdienst zusammen und erfüllte abhängig von konkreten Vereinbarungen auch kleinere Aufgaben, etwa als Bote zwischen dem Vorstand und den Mitgliedern. Neben diesen Kernbeamten beschäftigten einige Kehilot unter anderem auch einen Arzt, eine Krankenschwester, einen Lehrer (Melamed) oder einen Bestatter.

Eine grundlegende Bedeutung für das deutsche Judentum im 19. Jahrhundert hatte die jüdische Aufklärung (Haskala) und das sich langfristig daraus entwickelnde Reformjudentum. Im Kern dieser geistigen Bewegung stand die Historisierung der jüdischen Religion, die Einführung säkularer Fächer ins Schulcurriculum sowie eine grundlegende Wertschätzung der Vernunft in der Philosophie und im Denken generell. Im Verlauf der Zeit kamen aus

Zahl der Juden in der Provinz Westpreußen und in ausgewählten Städten sowie deren Anteil an der Gesamtbevölkerung 1772–1910 ¹	1772	%	1816	%	1855	%	1910	%
Provinz Westpreußen	3.601	1,1	12.629	2,2	25.136	2,2	13.954	0,8
Regierungsbezirk Danzig	keine Angaben		3.796	1,2	6.175	1,4	4.653	0,6
Regierungsbezirk Marienwerder	keine Angaben		8.833	2,7	18.961	2,9	9.301	0,9
Danzig	ca. 100–200	unter 1,0	2.216	4,6	2.629	3,6	2.390	1,4
Dirschau	23	1,4	239	12,9	433	7,4	195	1,1
Elbing	keine Juden		255	1,3	388	1,7	371	0,6
Flatow	915	51,8	412	28,0	648	20,5	203	4,7
Konitz	keine Angaben		44	1,8	429	ca. 8,0	256	2,1
Thorn	keine Juden		262	3,7	807	6,6	1.005	2,1
Zempelburg	673	36,0	1.247	51,5	2.218	38,2	335	8,8



Jüdische Gemeinden in Westpreußen vor 1914²

dieser Bewegung immer öfter Stimmen, die eine äußerliche Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft, etwa durch die Ablehnung des Jiddischen als Alltagssprache, verlangten. In Westpreußen entstanden zwar keine bekannten Haskala-Zentren – wie jene in Berlin, Königsberg oder Breslau –, trotzdem waren die Auswirkungen der Aufklärung auf die Religionsausübung und Lebensweise jüdischer Westpreußen durchaus bemerkbar. Allmählich wurden etwa deutschsprachige Predigten in die synagogalen Gottesdienste eingeführt, wobei solche Ansprachen bis in die 1840er Jahre hinein nur in Elbing und Preußisch Stargard regelmäßig stattfanden. Zu dieser Zeit konstatierte ein westpreußischer Beamter, es ließen sich in der Provinz zwei religiöse Strömungen – die traditionsgebundene und die reformorientierte – erkennen, aber keine von ihnen dominierte zahlenmäßig die andere.

Eine weitgehende äußerliche Anpassung des jüdischen Bürgertums an die mehrheitliche Kultur fand bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt. In Danzig traf man zu dieser Zeit jüdische Kaufleute, die sich im äußeren Erscheinungsbild von ihren christlichen Zunftkollegen nicht unterschieden. Die deutsche Sprache bestimmte ihren Alltag, und wenn die Aussprache noch manchmal ihre jüdische Herkunft erkennen ließ, war auch diese Besonderheit in der heranwachsenden Generation bereits verschwunden. Gleichzeitig war es in den Ortschaften, in denen regelmäßig polnische Unternehmer verkehrten, nicht unüblich, traditionell gekleidete Juden, etwa im Kaftan, anzutreffen, die als Jiddisch-Muttersprachler Deutsch lediglich als Fremdsprache beherrschten. Für einen von Vorurteilen geleiteten Beobachter mu-

teten die in der Danziger Niederstadt in den 1830er Jahren zu beobachtenden polnischen Juden sogar »asiatisch« an.

Aufgrund von Handelsbeziehungen mit dem Königreich Polen blieben die Orthodoxen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Minderheit innerhalb der Danziger Judenschaft. Bis 1883 existierten hier nebeneinander sogar fünf Kehilot, eine Besonderheit, die zu dieser Zeit nirgendwo sonst im deutschsprachigen Raum zu finden war. Um die Vereinigung der Gemeinden voranzutreiben, verpflichtete sich die reformorientierte Mehrheit, auch in den kommenden Jahrzehnten ein orthodoxes Gebetshaus zu unterhalten, das insbesondere durch ältere Danziger besucht wurde.

Auch wenn die Verbreitung der Orthodoxie in Westpreußen noch zu erforschen wäre, lässt sich annehmen, dass sie vor allem im südlichen Teil der Provinz länger dominant blieb. Dies beruh-



Schächtmesser (Stahl und Elfenbein) mit zugehörigem Holzkasten; Deutschland, 18. Jahrhundert (Rheinisches Landesmuseum Bonn)

FOTO: WILLY HORSCH VIA WIKIMEDIA CC BY-SA 3.0



Die 1899 errichtete Synagoge in Zempelburg

te auf den Beziehungen der dortigen Judenheiten mit ihren Glaubensgenossen in der Provinz Posen, die für ihre traditionsgebundene Ausrichtung bekannt waren.

Insgesamt lassen sich im ausgehenden 19. Jahrhundert bei den Jüdischaften Westpreußens eindeutige Säkularisierungstendenzen beobachten. Aus Danzig wurde über Familien berichtet, die die Regeln der Kaschrut entweder ganz aufgaben oder sie nur zuhause praktizierten. Der Danziger Rabbiner Max Freudenthal soll im Jahr 1906 sogar das Verbot des Schweinefleischverzehr relativiert haben. Auch der Besuch von Gemeindeeinrichtungen, die als Merkmale der Frömmigkeit galten, wurde seltener. Über das zur rituellen Reinigung dienende Bad (Mikwe) verfügten im Jahr 1906 beispielsweise rund 60 % (23 von 39) der Kehilot Westpreußens, ein Anteil, der deutlich geringer war als in der Provinz Posen (mit 80 %), zugleich allerdings auch höher als der gesamtpreußische Anteil von 45 %.

Soziale Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden

Da die Niederlassung von Juden in Westpreußen vornehmlich aus wirtschaftlichen Gründen erfolgte, war das Berufsleben ein Bereich, in dem es an erster Stelle zu regelmäßigen Kontakten zwischen Juden und Nichtjuden kam. Der Handel war das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine vorherrschende Tätigkeit der Juden. Des Weiteren verdiente etwa ein Fünftel bis ein Drittel der jüdischen Erwerbstätigen seinen Unterhalt in Handwerk und Industrie. Insbesondere in den südlichen Regionen der Provinz beschäftigte auch die Schankwirtschaft einige wenige Prozent von jüdischen Erwachsenen. Mit der Ausformung des modernen Bürgertums nahmen zudem zahlreiche jüdische Kaufleute, Bankiers, Fabrikbesitzer und Geschäftsführer als Wirtschaftsbürger am gesellschaftlichen Leben teil. Darüber hinaus widmeten sich jüdische Aufsteiger im

Bildungsbürgertum vornehmlich den freien Berufen und gehörten beispielsweise als Ärzte und Rechtsanwälte zu den intellektuellen und finanziellen Eliten ihrer lokalen Gemeinschaften.

Grundsätzlich waren die jüdischen Westpreußen meistens als Selbstständige tätig. Ein typischer Händler war stets bemüht, seinen Laden so lange wie möglich zu behalten, ehe er sich als Angestellter oder Arbeiter hätte engagieren lassen. Diesem Festhalten am eigenen Geschäft lag eine Überzeugung zugrunde, nach der ein eigenes Unternehmen materielle Sicherheit in Krisenjahren garantierte. Darüber hinaus ermöglichte es die Einhaltung jüdischer Feiertage und schützte vor Antisemitismus im Berufsleben, dem jüdische Angestellte und Arbeiter unter Umständen hätten begegnen müssen.

Jüdische Viertel oder Shtetl, wie diese aus einigen mittelalterlichen Städten bzw. osteuropäischen Regionen bekannt sind, gab es im Westpreußen des 19. Jahrhunderts nicht, auch wenn es gewisse Niederlassungsmuster gab. Die Kaufleute und Händler unter den jüdischen Westpreußen waren häufig daran interessiert, im Stadtzentrum, in der Nähe des Marktes zu wohnen. Darüber hinaus lebten Juden vermehrt in unmittelbarer Nähe der Synagoge oder anderer Gemeindeeinrichtungen.

Soweit bekannt, waren die Beziehungen zwischen jüdischen und christlichen Stadtbewohnern durch typische nachbarschaftliche Themen, Freundschaften und Feindschaften – und gewiss auch durch den Antisemitismus geprägt. Insbesondere von letzterem Phänomen zeugen zahlreiche historische Quellen. Neben individuellen antisemitischen Vorfällen im öffentlichen Raum gab es im Westpreußen des 19. Jahrhunderts einige Ausbrüche der Massengewalt gegen Juden. In Danzig kamen die ablehnenden Haltungen gegenüber dem Emanzipationsprozess in Ausschrei-

tungen zum Ausdruck, die am wichtigsten jüdischen Feiertag, dem Jom Kippur, im September 1819 stattfanden. Dies lässt sich im Nachhinein in eine Welle antijüdischer Krawalle, bekannt als »Hep-Hep-Unruhen«, einordnen, die von Sommer bis Herbst 1819 in einer Reihe deutscher Städte, darunter in Würzburg, Heidelberg, Frankfurt am Main und Hamburg, hervorgerufen worden sind. Zwei Jahre später kulminierten in Danzig die auch schon für frühere Jahre nachgewiesenen Feindseligkeiten zwischen den Ausstellern und der lokalen Bevölkerung beim jährlich veranstalteten Dominik-Markt in dreitägigen antijüdischen Übergriffen. Während der beiden Ausbrüche wurden mehrere Juden verletzt, etliche ihrer Wohnungen beschädigt, einige Geschäfte geplündert und die von den jüdischen Händlern für den Jahrmarkt aufgestellten Kramläden komplett zerstört. Die mangelnde Berichterstattung über ähnliche Vorfälle in den darauffolgenden Jahren lässt vermuten, dass sich die Situation während des Dominik-Jahrmarkts wieder beruhigte.



Die Synagoge in Konitz nach dem Brand von 1900 mit preußischen Soldaten als Wachtposten⁴

Weitere Ausschreitungen dieses Ausmaßes ereigneten sich in Westpreußen erst 1881, als sich die antijüdische Massengewalt, ausgehend von der Provinz Pommern, gen Osten und Süden verbreitete. Davon erfasst wurden im Juli und August unter anderem die Städte Hammerstein (Kreis Schlochau), Jastrow (Kreis Deutsch Krone) und Konitz. Begleitet wurden die Ausschreitungen zwar durch eine neuartige, sich aus der Rassenlehre speisende antisemitische Propaganda, das Ziel der Angriffe war dennoch vor allem der jüdische Besitz, weniger die Menschen selbst.

In den darauffolgenden Jahrzehnten stieß insbesondere die in ihren Ursprüngen mittelalterliche Ritualmordlegende auf breite Resonanz in Deutschland, darunter nicht zuletzt in Westpreußen. Beschuldigungen, dass Juden christliche Kinder für rituelle Zwecke misshandelten, wurden 1894 in Berent, 1900 in Konitz, 1902 in Schlochau und 1903 in Flatow vorgebracht. Insbesondere der Konitzer Fall löste ein reichsweites Echo aus. Ein brutaler Mord an dem Gymnasiasten Ernst Winter im März 1900, von dessen zerstückelter Leiche später einzelne Körperteile aufgefunden wurden, beflügelte die Fantasie der lokalen Bevölkerung und der antisemitischen Publizisten. Als Resultat griff der empörte Mob sowohl in Konitz als auch in den benachbarten Landkreisen mehrmals die jüdische Bevölkerung, deren Geschäfte und Gebetshäuser an. Die Konitzer Synagoge blieb nur dank militärischem Schutz von der Zerstörung verschont.

Ungeachtet solcher feindlichen Vorkommnisse engagierten sich die westpreußischen Juden das ganze 19. Jahrhundert hindurch im politischen Leben ihrer lokalen Gemeinschaften. Schon direkt nach der Einführung der Städteordnung 1808 wurden die ersten jüdischen Westpreußen als Stadtverordnete und Magistratsmitglieder gewählt. Die Vertretung der Juden in den städtischen Selbstverwaltungen war insbesondere in den Ortschaften mit einer großen jüdischen Minderheit stark, z. B. in Flatow, Krojanke oder Zempelburg. Dort stellten sie mit bis zu einem Drittel aller städtischen Abgeordneten eine bedeutende politische Macht dar. In den Städten mit geringerem Anteil von Juden an der Gesamtbevölkerung fungierten sie eher als vereinzelt, oftmals prominente Individuen, die in der lokalen Selbstverwaltung nicht ausschließlich die Interessen der jüdischen Bewohner, sondern auch die der anderen



Antijüdische Ausschreitungen in Westpreußen 1900³



Die Gleichberechtigung der Juden in Preußen spiegelt sich exemplarisch in der Architektur der von 1903 bis 1905 errichteten Zentralschule von Deutsch Krone wider, bei der die sehr wohl voneinander getrennten drei Volksschulen der Stadt – die evangelische, katholische und jüdische – in einem einzigen Gebäude zusammengefasst wurden.

Bürger vertreten. Während des Deutschen Kaiserreichs bekleideten etwa rund 20 jüdische Danziger die Ämter von Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern.

Außer der politischen Tätigkeit engagierten sich die jüdischen Eliten Westpreußens auch sozial, kulturell und wohl­tätig. Zu den größten gemeinnützigen Einrichtungen in der Provinz gehörten etwa das Aschenheimsche Altersheim in Danzig (gegründet 1894),



Lesser Giedziński (1830–1910). Als in Danzig ansässiger wohlhabender Kaufmann trat Giedziński zugleich als Sammler von Kunstwerken, insbesondere von Judaica, hervor.

1890 einen nahezu legendären Charakter: Als selbstbewusster Preuße scheute Giedziński sich nicht, einen Oberleutnant öffentlich zu ohrfeigen, nachdem er erfahren hatte, dass der Letztere seinen im Militär dienenden Sohn diskriminierend behandelt hatte. Dies war zwar eine radikale Handlungsweise, aber dennoch nur eine von vielen anderen Ausdrücken der Identität jüdischer Bürger als lokaler Patrioten, Preußen und Deutscher.

* * *

Das 19. Jahrhundert war für die westpreußischen Juden eine Zeit, in der sich auch ihre Lebensweisen vor dem Horizont der Moderne wandelten. Ihren christlichen Nachbarn rechtlich gleichgestellt, ergriffen sie Möglichkeiten, in lokalpolitischen, wirtschaftlichen, so-

zialen und kulturellen Sphären nach außen zu wirken und ihre lokalen Gemeinschaften zu beeinflussen. Die zuvor alle Bereiche des Lebens bestimmende Religion begriffen nun die meisten von ihnen als eine Konfession, als eine Eigenschaft, die vor allem im privaten Bereich zum Ausdruck kommen sollte. Damit veränderten sich zugleich die Funktionen jüdischer Gemeinden: von »Schützern« jüdischer Frömmigkeit im Alltag zu karitativen Organisationen und Bewahrern der Tradition.

Von nichtjüdischer Seite wurde diesem Wandel einerseits mit Wohlwollen begegnet, andererseits sorgten die neuen, auf Rassenlehren bezogenen Formen des Antisemitismus unter den jüdischen Westpreußen für ein – mal öfter, mal seltener vorkommendes – Gefühl der Nichtzugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft. Dies waren die untrüglichen Vorboten einer Entwicklung, innerhalb derer der Erste Weltkrieg und die darauffolgenden Jahre die soziale Konstruktion der jüdisch-christlichen Verhältnisse zurück in eine überwunden geglaubte Krise führte.

st

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

- Max Aschkewitz: Zur Geschichte der Juden in Westpreussen, Marburg 1967.
- Miłostawa Borzyszkowska-Szewczyk / Christian Pletzing (Hrsg.): Jüdische Spuren in der Kaschubei. Ein Reisehandbuch, München 2010.
- Michael Brocke / Margret Heitmann / Harald Lordick (Hrsg.): Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen, Hildesheim / Zürich / New York 2000.
- Gerhard Salinger: Zur Erinnerung und zum Gedenken. Die einstigen jüdischen Gemeinden Westpreußens, 3 Bde., New York 2009.
- Michael K. Schulz: Sozialgeschichte der Danziger Juden im 19. Jahrhundert, Berlin 2020.
- Michał Szulc: Emanzipation in Stadt und Staat. Die Judenpolitik in Danzig 1807–1847, Göttingen 2016.

- 1 Max Aschkewitz: Zur Geschichte der Juden in Westpreussen, Marburg 1967, S. 6–25, 130–186; Gerhard Salinger: Zur Erinnerung und zum Gedenken. Die einstigen jüdischen Gemeinden Westpreußens, Bd. 2, New York 2009, S. 508–509; [Ohne Autor]: Toruń, in: Wirtualny Sztetl, <https://sztetl.org.pl/pl/miejscowosci/t/396-torun/100-demografia/22014-demografia>, letzter Zugriff 18.05.2023. Für folgende Städte gibt es Zahlen aus abweichenden Jahren: Elbing für 1818 und 1846, Dirschau 1783 und 1858, Thorn 1858, Flatow 1852, Zempelburg 1774 und 1853.
- 2 Michael Brocke / Margret Heitmann / Harald Lordick (Hrsg.): Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen, Hildesheim/Zürich/New York 2000, im Nachsatz des Bandes.
- 3 Helmut Walser Smith: Die Geschichte des Schlachters. Mord und Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt, Göttingen 2002, S. 48
- 4 Yale University Library, wiedergegeben nach Smith: Die Geschichte des Schlachters (wie Anm. 3), S. 54

»DER HELLSTE TAG IHRES LEBENS«

Die Geschichte der Danziger Großen Synagoge und ihrer Gemeinde

Der Synagogenneubau am Südwestrand der Danziger Rechtstadt war bis in die 1930er Jahre hinein der Mittelpunkt eines vielfältigen jüdischen Lebens in der Stadt. Durch den Holocaust wurde es tiefgreifend unterbrochen, doch inzwischen gibt es viele Zeichen der Erinnerung und auch wieder einen Versammlungsort der jüdischen Gemeinde.

Der Entwurf der Synagoge von den Berliner Architekten ENDE & BÖCKMANN sollte mit Elementen »maurischer« Architektur eine eigenständige jüdische Identität betonen.

WO IMMER MAN HEUTE IN DEUTSCHLAND UND POLEN jüdischer Kultur begegnet, erscheint sie als etwas Besonderes, Seltenes. Erstaunlich selbstbewusst sieht die Alte Synagoge von 1913 an der Steeler Straße in Essen aus. Sie wird heute als Kulturzentrum genutzt, aber in Mainz ist vor einigen Jahren nach einem Entwurf des Architekten Manuel Herz eine neue Synagoge gebaut worden, die als Mittelpunkt eines lebendigen Gemeindelebens dient und mit ihrer expressiven modernen Architektur nicht hinter der Ausstrahlung des historischen Bauwerks in Essen zurückstehen muss.

Einen vergleichbaren Neubau gibt es in Polen bisher nicht. Viele der erhaltenen Synagogen in kleineren Städten sind noch weitgehend unkenntlich, aber das Interesse an dem jüdischen Erbe ist in den vergangenen Jahren deutlich gewachsen, parallel zu einem auch in Polen fortbestehenden Antisemitismus. Eine besondere Aussagekraft hat zweifellos das Jüdische Zentrum in Auschwitz, wo die kleine erhaltene Synagoge aufwendig restauriert wurde und vor allem als Ausstellungsraum, aber auch wieder als Ort des Gebets dient. So bildet sie ein Gegengewicht zur nur wenige Kilometer entfernten Gedenkstätte im ehemaligen deutschen Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau.

Der Fokus auf das Besondere und Wiedergewonnene überdeckt aber die Breite und Selbstverständlichkeit, die das jüdische Leben bis in die 1920er Jahre hinein im Deutschen Reich entwickelt hatte. »Jüdische Ritualbauten waren zwischen dem 18. Jahrhundert und dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts mit über 3.000 Lehr- und Bethäusern ein integraler Bestandteil des deutschen Städtebildes«, wie die Bet-Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa an der TU Braunschweig ihren Forschungsstand zusammenfasst.

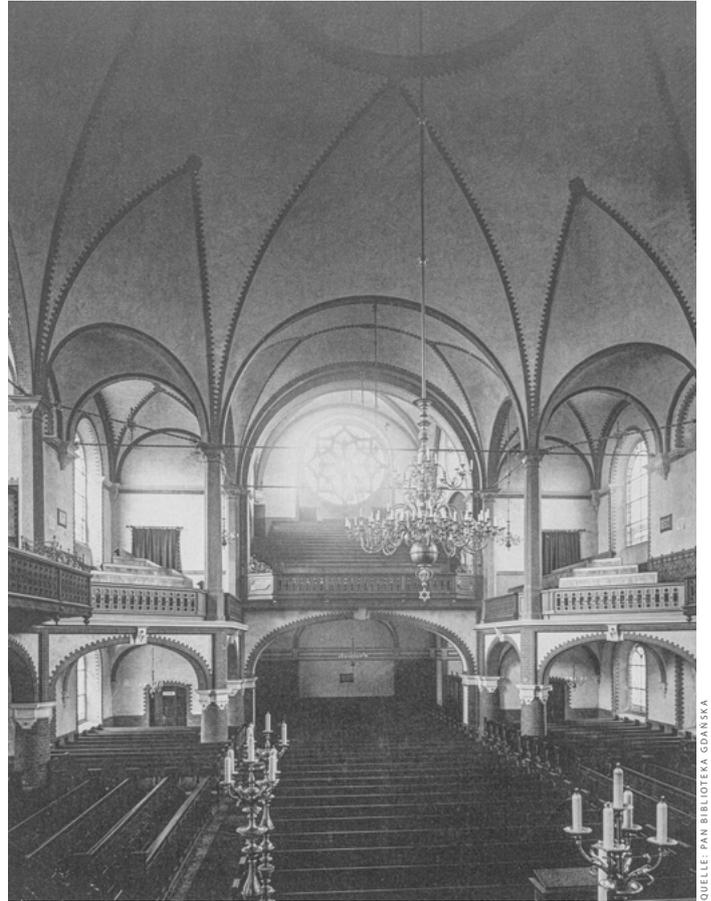
Von dieser Präsenz des jüdischen Lebens zeugt auch ein *Kleiner Führer durch Danzig*, der im Jahr 1901 beim bekannten Verlag KAFEMANN erschienen ist. Als eine der vielen Sehenswürdigkeiten der alten Hansestadt, die sich um die Jahrhundertwende aber in einem dynamischen Prozess der Modernisierung befand, wird auch die Große Synagoge an der damaligen Reitbahnstraße eingeführt. Erwähnung findet sie gleich nach dem historischen Hohen Tor, gegenüber dem das damals erst wenige Jahre alte Zentrum des jüdischen Gemeindelebens einen neueren Akzent bildete. Sogar für eine ganzseitige Abbildung der Großen Synagoge wurde in dem kleinen Reiseführer Platz eingeräumt, und insgesamt erscheint ihr Auftreten hier nicht ungewöhnlich oder erklärungsbedürftig. ▶



QUELLE: WWW.EUROPEANA.EU



QUELLE: PAN BIBLIOTEKA GDANSKA



QUELLE: PAN BIBLIOTEKA GDANSKA

In der Großen Danziger Synagoge nahm die Orgel über dem Toraschrein eine prominente Stellung ein. Zurückspringende Emporen ließen einen weiten Versammlungsraum entstehen.

Emanzipation und Einigung

Dank den allmählichen Fortschritten der Jüdischen-Emanzipation in Preußen – die Michael K. Schulz in seinem einführenden FOKUS-Beitrag genauer nachgezeichnet hat – florierte zur Mitte des 19. Jahrhunderts das jüdische Leben in Danzig. Jüdische Bürger konnten jetzt Stellen in der Stadtverwaltung übernehmen und sich als Bürger etablieren, auch wenn die formale Gleichberechtigung sie nicht immer vor willkürlicher Behandlung schützte.

Die jüdische Öffentlichkeit in Danzig blieb jedoch zersplittert. In der Stadt und den eingemeindeten Vororten bestanden fünf Gemeinden, die lange Zeit noch penibel auf Abgrenzung voneinander achteten. Laut Samuel Echt, einem Danziger Zeitzeugen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, der später in der amerikanischen Emigration zum Chronisten des jüdischen Danzig wurde, waren es »nicht Unterschiede im religiösen Ritus oder der damals tobende Kampf zwischen Orthodoxie und Reform«, die eine Annäherung erschwerten, sondern »geschichtlich gewordene, aus der Ungleichheit der materiellen wie ideellen Kräfte sich ergebende Verschiedenheiten«.

1883 gelang jedoch schließlich die Vereinigung der Gemeinden. Die Synagogen der Ursprungsgemeinden wurden aufgegeben, und es wurde mit den Planungen für den Neubau der Großen Synagoge an der Südwestecke der Danziger Rechtstadt begonnen. Im Juni 1885 unterzeichnete die Gemeinde einen Vertrag mit der renommierten Berliner Firma ENDE & BÖCKMANN. Die Architekten Hermann Ende und Friedrich Böckmann konnten auf repräsentative Bauprojekte in Danzig verweisen und hatten in den 1860er Jahren bereits eine Synagoge in Elberfeld errichtet, heute ein Stadt-

teil von Wuppertal. Die Einweihung der Großen Synagoge erfolgte am 15. September 1887, »in Anwesenheit der Spitzen von Staat und Gesellschaft«, einschließlich des Provinzial-Oberpräsidenten Adolf Ernst von Ernsthausen. Samuel Echt schrieb Anfang der 1970er Jahre in seiner Chronik, diese Feier sei »für Danzigs Juden der hellste Tag ihres Lebens« geworden.

Zwischen Ost und West

ENDE & BÖCKMANN entwarfen für die Synagogengemeinde ein Bauwerk im Stil der Neurenaissance, das sichtlich um die Einfügung in das Stadtbild von Danzig bemüht war. Ähnlich wie bei anderen Neubauprojekten der Zeit um 1900 (zum Beispiel der – in DW4/2022 eingehend beschriebenen – Technischen Hochschule) war der Bezugspunkt ein »Alt-Danziger Stil«, der von historischen Bauten wie dem Großen Zeughaus in der Rechtstadt abgelesen wurde. Zu den charakteristischen Stilelementen gehörten die rotbraunen, mit Werksteingliederungen ergänzten Backsteinfassaden, die an ein Stadttor erinnernde Eingangshalle, Dreiecksgiebel und nicht zuletzt der langgestreckte Turmhelm über dem wichtigen Turm an der Eingangsseite. Dieser feingliedrige Aufsatz wirkt wie ein Verweis auf den Turm des Rechtstädtischen Rathauses, wäre dann also zu verstehen als eine Bezugnahme der Gemeinde auf das symbolische Zentrum der Stadt.

Andererseits betont die Architektur aber durchaus auch das Eigene, sich von der Umgebung Unterscheidende. Der Danzig-Reiseführer von 1901 hebt hervor, dass die Synagoge »nach Motiven der Alhambra« erbaut worden sei. Die Burganlage im spanischen Granada stammt aus der Zeit des islamischen Herrscherhauses der Nasriden, während der auch die jüdische Kultur eine Blütezeit er-

lebte. Von heute her betrachtet ist es gar nicht so leicht zu erkennen, welche Gestaltungselemente an dem Synagogenneubau damals als derart »exotisch« aufgefasst wurden. Auffällig waren wahrscheinlich vor allem die beiden der Fassade frei vorangestellten achteckigen Türme, deren oberste Geschosse mit Rundfenstern geöffnet sind. Einen ähnlichen Aufbau weist bereits die Große Synagoge in Budapest auf, die 1859 fertiggestellt und mit ihrem Stil und wegen ihrer fast kathedralenartigen Größe zu einem Leitbild der neuen jüdischen Sakralarchitektur in Europa wurde; dessen Muster folgte auch die 1866 eröffnete Synagoge an der Oranienburger Straße in Berlin. Die an den Bauten in Budapest und Berlin noch sehr viel stärker hervorgehobenen »maurischen« Stilelemente werden heute als Versuch interpretiert, eine eigenständige jüdische Identität »zwischen Ost und West« darzustellen, die nicht einfach in der Geschichte eines »christlichen Abendlandes« aufgeht.

Die neue Große Synagoge in Danzig erreichte zwar nicht ganz die Ausmaße des ein Vierteljahrhundert älteren Baus in Budapest, bot aber immer noch Platz für rund 2.000 Gläubige, denn schließlich war sie als Ort der Zusammenkunft für die zuvor noch in unterschiedlichen Stadtvierteln verstreuten Gemeinden konzipiert. Der helle Innenraum der Danziger Synagoge war jedoch bereits anders angelegt als in Budapest oder Berlin: Die Emporen folgten nicht als gerade Einbauten in der Längsrichtung, sondern wichen um die Mitte des Raumes zurück, so dass eine weite, offene Fläche entstand, die den Eindruck eines Versammlungsortes unterstrich. Hier zeigen sich Parallelen zu damaligen Bemühungen im evangelischen Kirchenbau, die jedoch erst mit dem sogenannten Wiesbadener Programm ab 1891 sichtbar wurden.

Schritt für Schritt entwickelte sich Danzig außerdem zu einem Zentrum der jüdischen Reformbewegung. Die Gemeindeverwaltung gab dem beim Neubau der Großen Synagoge einen sichtbaren Ausdruck: Mittig über dem Toraschrein wurde eine Orgel mit einer breiten Schauseite platziert – ebenfalls ähnlich wie in den damals modernsten evangelischen Kirchenbauten, in denen Orgeln und Altäre eine derartige Einheit bildeten. Die von fortschrittlich eingestellten Kantoren komponierte neue Synagogenmusik unter Einbezug von Orgelklängen und Chören, in denen auch Frauen mitsangen, war regelrecht zu einer Wasserscheide geworden, an der sich liberale von stärker orthodox eingestellten Gemeinden trennten. Sogar der Danziger Rabbiner Cossmann Werner hielt die Orgel, anders als die Gemeindeverwaltung, in der Synagoge für »unerlaubt« und »für die Verhältnisse in unserer Gemeinde geradezu bedenklich«. Zu Werner, der sich bei der Vereinigung der Danziger Gemeinden große Verdienste erworben hatte, schrieb Samuel Echt Jahrzehnte später aus der Perspektive des in den USA lebenden Chronisten: »Er gehörte zu den vielen deutschen Rabbinern seiner Zeit, die im Gegensatz zu den Reformrabbinern in Amerika zwar in ihrem Denken durchaus modern und fortschrittlich waren, in der religiösen Praxis aber streng konservativ blieben.«

Beschluss zu Auflösung und Auswanderung

Man kann mit Blick auf die jüdische Kultur um 1900 – ob in Danzig oder anderswo im Deutschen Reich – also durchaus von einer Blütezeit sprechen. Doch bekanntlich dauerte diese nur wenige Jahrzehnte. Bereits seit der Etablierung der Freien Stadt Danzig im Jahr 1920 nahmen dort antisemitische Übergriffe zu. Dennoch blieb die Bedrohungslage für die jüdische Gemeinde auch nach 1933 zunächst vergleichsweise moderat, weil Danzig weiterhin unter der Aufsicht des Völkerbundes stand und der Senatspräsident Hermann Rauschnig sich bemühte, radikalen Antisemitismus einzugrenzen. Dafür gab es auch pragmatische Gründe: Für die wirtschaftlich geschwächte Freie Stadt war der Tourismus eine wichtige Einnahmequelle, und zahlungskräftige Gäste sollten nicht von der Reise nach Danzig oder Zoppot abgeschreckt werden.

Bis zum Sommer 1938 war die Lage durch erzwungene Geschäftsaufgaben (sogenannte Arisierungen), Übergriffe und Propaganda jedoch so unerträglich geworden, dass rund die Hälfte der 10.000 jüdischen Bürger die Freie Stadt bereits verlassen hatte. In der Pogromnacht, die in Danzig erst vom 12. auf den 13. November 1938 gewissermaßen nachgeholt wurde, entging die Große Synagoge nur knapp der Zerstörung: Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten hatte eine Wache aus Veteranen des Ersten Weltkrieges aufgestellt, die Schlimmeres verhinderte, wogegen die Synagoge im nahen Zoppot durch Brandanschläge zerstört wurde. Eine Woche später, am 21. November 1938, wurden die rassistischen Nürnberger Gesetze in Danzig eingeführt.

In dieser Situation beschloss die Gemeinde am 17. Dezember ihre Auflösung und verständigte sich auf die Auswanderung aller Gemeindemitglieder, denen das möglich war. Um Mittel für die Emigration bereitzustellen, wurden die Große Synagoge und andere Besitztümer der Gemeinde für einen Bruchteil ihres eigentlichen Wertes verkauft. Eine letzte Versammlung in der Großen



Die Große Synagoge befand sich am Südwestrand der Danziger Rechtstadt, wo sich heute das Shakespeare-Theater befindet.



Wertvolle Ritualobjekte aus dem Besitz der Danziger Synagogengemeinde – wie dieser Toraschild aus Silber – gelangten in das Jewish Museum in New York.

QUELLE: THEJEWISHMUSEUM.ORG



QUELLE: THEJEWISHMUSEUM.ORG

Auch die in der Großen Synagoge aufgehängte Gedenktafel für die im Ersten Weltkrieg Gefallenen aus der Gemeinde konnte nach New York gerettet werden.

Synagoge fand am 15. April 1939 statt. Kurz darauf ließ der Danziger Senat an ihrer Eingangsseite ein Banner mit der zynischen Parole »Komm lieber Mai und mache von Juden uns jetzt frei« anbringen. In den ersten Maitagen wurde dann mit dem Abbruch des Bauwerks begonnen, das den Mittelpunkt des jüdischen Lebens in der Stadt gebildet und das keine vierzig Jahre zuvor noch als Sehenswürdigkeit gegolten hatte.

Das folgende Schicksal der jüdischen Menschen aus Danzig gestaltete sich zu unterschiedlich, um es hier umfassend darzustellen. Viele gelangten in andere Länder, da die Chancen zur Auswanderung aus Danzig besser waren als aus dem Reichsgebiet und die Ausreise noch bis 1941 möglich blieb. Vor allem die Gutsituiereten emigrierten in die USA, darunter auch der Gemeindecronist Samuel Echt. Einige jüdische Kinder wurden nach Großbritannien evakuiert, andere Gemeindeglieder kamen nach Palästina – auf zu-

nächst illegale Weise, denn Großbritannien als Mandatsmacht begrenzte dort die Zahl der jüdischen Immigranten ausgerechnet in dieser Zeit am stärksten. Später beteiligten sich ehemalige Danziger am Aufbau des Staates Israel. Auch Moshe Landau, 1961 Chefankläger im Jerusalemer Prozess gegen den Holocaust-Organisator Adolf Eichmann, war in Danzig geboren worden. Seine Familie war jedoch bereits 1933 nach Palästina emigriert.

Einige Danziger sind laut Samuel Echt am 25. November 1940 im Hafen von Haifa beim Anschlag auf das Schiff PATRIA ums Leben gekommen. Die in Danzig verbliebenen Mitglieder der jüdischen Gemeinde wurden ab dem Frühjahr 1941 deportiert, in die Ghettos des besetzten Polen oder nach Theresienstadt, wovon nur wenige bis 1945 überlebten. Vor allem ältere Menschen wurden in das nur rund 35 Kilometer von Danzig entfernte Konzentrationslager Stutthof gebracht, wo sie wahrscheinlich bald ermordet wurden.



QUELLE: BUNDESARCHIV BILD_183-61122-0600-047 VIA WIKIMEDIA CC

Kurz vor dem Abbruch der Großen Synagoge wurden die zum großen Teil schon aus Danzig geflohenen jüdischen Bürger mit einem dort angebrachten Banner verhöhnt („Komm lieber Mai und mache von Juden uns jetzt frei“).

Erbe, Erinnerung und Neuanfang

Neben den Erinnerungen der damals Geflüchteten und deren Nachfahren in verschiedenen Ländern zeugt heute noch etwas anderes von der Blütezeit des jüdischen Lebens in Danzig: In New York hat sich ein großer Teil einer reichen Sammlung von Kunstgegenständen und rituellem Gerät erhalten, die bis 1939 im Besitz der Synagogengemeinde gewesen ist. Dazu gehörten Schilder, Mäntel und Kronen zum Schmuck von Torarollen, Becher für den Kiddush, den Segensspruch am Sabbat, Leuchter und Bücher sowie Einzelstücke, etwa ein für Hochzeitsfeiern verwendetes Sofa im Biedermeier-Stil. Begründet wurde diese Sammlung durch den (auch von Michael K. Schulz bereits erwähnten) wohlhabenden Getreidehändler Lesser Giełdziński, der als Kunstsachverständiger nicht zuletzt bei Kaiser Wilhelm II. und seiner Gattin Auguste Viktoria in hohem Ansehen stand. Er gehörte auch zu den ersten Sammlern von Judaica und stiftete der Danziger Synagogengemeinde im Jahr 1904 seine Erwerbungen.



Am Wohnhaus der Familie von Frank Meisler ehrt eine Gedenktafel den in Danzig geborenen und 2018 in Israel verstorbenen Künstler.

FOTO: URSULA ENKE

Die Synagoge in Danzig-Langfuhr wurde restauriert und dient wieder als Versammlungsort einer jüdischen Gemeinde.



FOTO: AVISHAI TEICHER VIA WIKIMEDIA CC BY-SA 3.0

Vor dem Danziger Hauptbahnhof erinnert heute eine Bronzeplastik an die Transporte, mit denen jüdische Kinder den Konzentrationslagern entkamen. Frank Meisler, der sie gestaltet hat, wurde selbst auf diesem Weg ins sichere England gebracht.



FOTO: ANDRZEJ OTREBSKI VIA WIKIMEDIA CC BY-SA 3.0

Die kostbare Sammlung hatte für die Gemeinde auch einen hohen ideellen Wert und wurde in einem an die Synagoge angeschlossenen »Giełdziński-Zimmer« gezeigt. Noch im Jahr 1933 erschien zu ihr ein Katalog als Gabe an die Gemeindemitglieder. In der Not des Jahres 1939 kam es schließlich auf den monetären Wert der Danziger Sammlung an: Es gelang der Gemeinde, die Kunstobjekte und rituellen Gegenstände in die USA zu verkaufen, um sie damit vor der Zerstörung zu bewahren und zudem weitere Geldmittel für die Emigration zu erlösen. Zu den Stücken, die auf diese Weise gerettet wurden, gehört bemerkenswerterweise auch die ehemals in der Großen Synagoge angebrachte Gedenktafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Danziger Juden – ein starker Beleg für ein noch immer fortbestehendes Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Nation.

Die Gedenktafel befindet sich heute, zusammen mit etwa 300 weiteren Objekten aus Danzig, im Besitz des Jewish Museum in New York. Dort wurde dieser Bestand im Jahr 1980 in einer aufsehenerregenden Ausstellung, die später auch in Braunschweig gezeigt wurde, erstmals präsentiert. Man müsse, wie die Kuratoren damals im Ausstellungskatalog schrieben, diese Stücke auch pars pro toto betrachten: als Verweis auf das nicht zu überblickende jüdische Kulturgut, das bis 1945 verlorengegangen sei. Günter Grass, der die Sammlung Giełdziński in seinem literarischen *Tagebuch einer Schnecke* aus

im israelischen Jaffa und in Anerkennung für seine auch viele andere Orte einbeziehende Erinnerungsarbeit verlieh ihm der Danziger Stadtpräsident Paweł Adamowicz 2014 den Titel eines Ehrenbotschafters der Stadt Gdańsk in Israel. Nach Meislers Tod im Jahr 2018 wurde an dessen Danziger Elternhaus in der Langgasse eine Gedenktafel angebracht.

Der frühere Standort der Großen Danziger Synagoge ist inzwischen neu besetzt: Dort wurde im Jahr 2014 das Shakespeare-Theater eröffnet. 2018 kam dann ein Bronzemedell der Synagoge an diesen Ort. Es wirkt zwar ein wenig eingeklemmt zwischen dem monumentalen Theaterbau und einem großen Parkplatz, ist aber dennoch nicht zu übersehen. Noch wichtiger ist allerdings, was sich im Stadtteil Langfuhr ergeben hat. Dort hat – als einziges in Danzig – ein Synagogengebäude den Zweiten Weltkrieg überstanden. Es war 1926/27 nach Plänen des Berliner Architekten Paul Imberg errichtet worden, in einem gemäßigt modernen Stil und in den Dimensionen deutlich kleiner als die Große Synagoge. Der Bau war lange Zeit für andere Zwecke genutzt worden und ging im Jahr 2009 schließlich in den Besitz der Union der Jüdischen Religionsgemeinschaften in Polen über. Seit dem Abschluss der anschließenden Sanierung dient er wieder als Versammlungsort einer kleinen Gemeinde.

✎ Alexander Kleinschrodt

DIE SPRACHE DER STEINE LEGEN

Jüdische Spuren in der Kaschubei



Die kaschubische Landschaft bei Chmielno

SÄMTLICHE FOTOS: CHRISTIAN PLETZING

Am Anfang stand Else bzw. Elżbieta Pintus. 1893 in Chmielno, Kreis Karthaus, geboren, wuchs Else in einer jüdischen Familie deutscher Sprache in der Kaschubei auf. In den 1930er Jahren lebte sie in Karthaus, wo ihr Bruder Heinz ein Uhrmachergeschäft führte.

Nach dem Einmarsch der Wehrmacht im September 1939 wurde Heinz Pintus, wie viele andere Juden in der Kaschubei, verschleppt. Er starb vermutlich im KZ Stutthof. Else Pintus dagegen überlebte zunächst in Danzig, wo sie u. a. im Ghettogebäude in der Mausegasse arbeitete. Im Dezember 1942 floh sie zu Fuß von Danzig zurück in ihren Heimatort Chmielno. Hier wurde sie von dem kaschubischen Ehepaar Stenzel zweieinhalb Jahre lang auf dem Dachboden ihres Hauses versteckt – bis zu ihrer Befreiung durch die Rote Armee. Aus ihrem Versteck heraus beobachtete sie sowohl den Besuch des NS-Gauleiters Albert Forster in Chmielno wie später auch den Todesmarsch der KZ-Häftlinge aus Stutthof. 1947 schrieb Else Pintus, die 1980 in Berlin (West) verstorben ist, ihre Erinnerungen an die Zeit des Zweiten Weltkrieges nieder – ein einzigartiges Dokument der »kaschubischen Anne Frank«.

Im Jahr 2005 haben das KASCHUBISCHE INSTITUT (Danzig) und die ACADEMIA BALTICA (Lübeck) die Erinnerungen von Else Pintus in einer zweisprachigen, deutsch-polnischen Ausgabe veröffentlicht.¹ Dabei zeigte sich, dass die Geschichte und die Lebenswelten der Juden in der Kaschubei beinahe vollständig aus der Erinnerung von Polen wie Deutschen verschwunden waren.

Die Kaschubei im Nordwesten Pommerellens – kaschubisch Kaszëbë oder Kaszëbskô, polnisch Kaszuby – war über Jahrhunderte hinweg vom Zusammenleben verschiedener Nationen, ethnischer Gruppen und Religionen geprägt. In Deutschland und in Polen wurde die Geschichte der Kaschubei vor allem aus nationaler Perspektive wahrgenommen. Doch weder die Vorstellung eines



Das Haus, auf dessen Dachboden Else Pintus vom Ehepaar Stenzel zweieinhalb Jahre lang versteckt wurde

¹ Else-Elżbieta Pintus: Meine wahren Erlebnisse. Moje prawdziwe przeżycia. Übersetzt von Miłostawa Borzyszkowska-Szewczyk, bearb. von Józef Borzyszkowski, Gdańsk und Lübeck 2005.

permanenten Nationalitätenkampfes noch das Bild einer multi-kulturellen Idylle werden dieser Region gerecht. Die historischen Zäsuren von 1933/39 und dann 1945 setzten der Vielfalt ein Ende. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war die Geschichte der Juden in der Kaschubei ein Erinnerungsort, dessen Erinnerung abgebrochen war.

Nach dem erneuten Umbruch von 1989 waren in Polen auf dem Buchmarkt schon bald zahlreiche neue historische, kulturelle oder landeskundliche Publikationen über die Region erhältlich. Polen, Deutsche sowie Kaschuben können darin ihre Version der lokalen Geschichte finden. Was diese Publikationen verband, war das weitgehende Fehlen von Informationen über die ehemaligen jüdischen Einwohner. Auch in den lokalen und regionalen Medien fand dieses Thema nur vereinzelt Resonanz. In den 1990er Jahren hatte in Polen zwar in vielen Kreisen das Interesse an Fragen des polnisch-jüdischen Zusammenlebens deutlich zugenommen, im Geschichtsbild, das die sprachliche, religiöse und kulturelle Vielfalt der Kaschubei einschließlich des jüdischen Beitrags umfasst, fand dies indes – ebenso wie in Deutschland – außerhalb wissenschaftlicher Diskurse nur bescheidene Akzeptanz. Ähnlich war es um die Erinnerung der früheren deutschen Einwohner der Kaschubei bestellt. In den nach 1945 erschienenen Heimatbüchern und Kreisgeschichten der westpreußischen Kreise, die auf dem Gebiet der Kaschubei lagen, findet sich kaum ein Wort über die Juden dieser Region – gerade so, als hätten sie niemals existiert.

KONTUREN EINES FORSCHUNGSPROJEKTS Die ACADEMIA BALTICA und das KASCHUBISCHE INSTITUT nahmen dieses Defizit zum Anlass, mit dem Projekt *Die Sprache der Steine lesen. Jüdische Spuren in der Kaschubei* die Erinnerung an die Juden in der Kaschubei zurückzugewinnen. Mit Förderung des Programms *Geschichtswerkstatt Europa* der Stiftung ERINNERUNG, VERANTWORTUNG, ZUKUNFT und der Robert Bosch Stiftung gelang es, zwischen 2006 und 2009 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Lokal- und Regionalhistoriker, Studierende und Zeitzeugen aus Polen, Deutschland und Israel zusammenzubringen, um vor Ort nach den Spuren der ehemaligen jüdischen Bewohner

zu forschen. Das wichtigste Ergebnis dieses von Miłosaława Borzyszkowska-Szewczyk und dem Autor dieses Beitrags geleiteten Projekts ist der 2010 erschienene zweisprachige Reiseführer *Śladami żydowskimi po Kaszubach / Jüdische Spuren in der Kaschubei*.²

Das Projekt gliederte sich in zwei Etappen: Zwei Workshops in der Nähe von Chmielno und in Danzig dienten als Ausgangspunkt für die Recherchen in Städten und Ortschaften der Kaschubei. Historikerinnen und Sozialwissenschaftler aus Polen und aus Deutschland vermittelten in Vorträgen und Arbeitsgruppen Wissen zur Geschichte der Region, um für alle Teilnehmenden eine annähernd ähnliche Ausgangslage zu schaffen. Im Anschluss daran suchte dann eine Gruppe von bis zu 15 Studierenden aus Polen, Deutschland und Israel zusammen mit lokalen Historikern, Museumsleitern, Geschichtslehrern und Journalisten Schauplätze der jüdischen Geschichte auf – zu Fuß, per Bus oder auch mit dem Fahrrad. Interviews mit Zeitzeugen sowie wissenschaftliche Quellenarbeit ergänzten die Recherchen vor Ort. Die Danziger Bibliothek der POLNISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (PAN) bereitete eine Ausstellung vor, in der ihre Bestände zur jüdischen Geschichte und Kultur präsentiert wurden. Auf Einladung der jüdischen Gemeinde in Danzig konnte die Projektgruppe 2007 an der Schabbatfeier der Gemeinde in Danzig-Langfuhr teilnehmen und damit einen Eindruck vom heutigen jüdischen Leben in der Kaschubei gewinnen. Gast des Workshops war auch der israelisch-britisch-deutsche Bildhauer und Zeitzeuge Frank Meisler (1925–2018), der als gebürtiger Danziger seine Heimatstadt im August 1939 zusammen mit anderen jüdischen Kindern in einem der »Kindertransporte« Richtung Großbritannien verlassen hatte. (Alexander Kleinschrodt hat ihn in seinem unmittelbar vorausgehenden Beitrag bereits als Schöpfer von Denkmälern vorgestellt, die in mehreren europäischen Städten – wie seit 2009 auch in Danzig – an diese Rettungsaktion erinnern.)

Eine besonders positive Erfahrung dieses Projekts war die Zusammenarbeit mit den lokalen Historikern und Geschichtsinter-

2 Śladami żydowskimi po Kaszubach. Przewodnik / Jüdische Spuren in der Kaschubei. Reisehandbuch. Hrsg. von Miłosaława Borzyszkowska-Szewczyk und Christian Pletzing, Gdańsk – Lübeck – München 2010.



Die Projektteilnehmer (Przewóz, 2006)



Auf der Spurensuche per Fahrrad in der Umgebung von Chmielno (2006)



Silberner Davidsstern aus der Synagoge in Karthaus



Grabmal auf dem Friedhof von Danzig-Stolzenberg



Der jüdische Friedhof

essierten. Die meisten von ihnen hatten sich schon seit Jahren mit der jüdischen Geschichte und Kultur ihrer Heimatstadt beschäftigt und viel Material zusammengetragen. Durch die Kontakte des KASCHUBISCHEN INSTITUTS konnten sie für dieses Projekt gewonnen werden. Aufgabe der Projektteilnehmenden war es, Texte, schriftliche Quellen, Karten und Bilder, die von den Lokalhistorikern zur Verfügung gestellt wurden, zu sammeln und zu überprüfen. Ohne die engagierte Vorarbeit auf lokaler Ebene wäre diesem Projekt der Erfolg versagt geblieben.

ERGEBNISSE DER SUCHE Die Recherchen vor Ort waren bisweilen ernüchternd. Fast alle Synagogen der Region sind von den Nationalsozialisten im November 1938, soweit sie auf dem Gebiet des Deutschen Reichs und der Freien Stadt Danzig lagen, oder spätestens im Herbst 1939, nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Pommerellen, zerstört worden. Auch die jüdischen Friedhöfe in der Kaschubei existierten zumeist nicht mehr, waren nicht mehr als Friedhöfe erkennbar oder sogar überbaut worden.

Eine einzige Synagoge hatte den NS-Terror überdauert. Während die Danziger Große Synagoge im Frühjahr 1939 auf Anordnung der NS-Machthaber abgebrochen wurde, überstand die erst 1927 eröffnete Synagoge in Langfuhr im Mirchauer Weg 7 (ul. Partyzantów) die Zeit des Nationalsozialismus als Möbellager. Nach 1945 wurde sie als Musikschule genutzt, bis sie sukzessiv in den 1990er und 2000er Jahren wieder von der Jüdischen Gemeinde übernommen wurde (vgl. S. 21 dieser Ausgabe). In anderen Orten fand sich kaum eine Spur, häufig – wie von der 1866 in Neustadt (Wejherowo) erbauten Synagoge – nicht einmal ein Bild des Bauwerks. Das vermutliche Aussehen jenes Gotteshauses hielten Schülerinnen und Schüler der Johannes-Paul-II.-Mittelschule im benachbarten Bohlschau (Bolszewo) in einer Zeichnung fest. In Konitz befand sich 2006 auf dem Standort der Synagoge ein Parkplatz. In Berent berichteten Zeitzeugen, dass am 3. September 1939 alle polnischen Schulbücher von den Deutschen in der 20×13 m großen Synagoge gesammelt wurden; und danach brannten sie das Gebäude mit

seiner gesamten Ausstattung nieder. Erhalten blieb nur die historische Umzäunung aus Eisen, die 2006 einen Parkplatz umgab.

Eine der ältesten Synagogen der Kaschubei befand sich in Schlochau. Sie wurde vermutlich nach 1570 erbaut und 1748 als jüdisches Bethaus in der Vorstadt erwähnt. Von der Schlochauer Synagoge existiert lediglich ein einziges Foto – es zeigt die Synagoge ausgerechnet zum Zeitpunkt ihrer Zerstörung in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in dem Flammen aus ihren Fenstern schlugen. Erhalten blieb die Aufnahme im Diensttagebuch des NSDAP-Kreispropagandaleiters Werner Koch, der darin den Terror des Novemberpogroms aus der Täterperspektive detailliert beschreibt. An der Stelle der zerstörten Synagoge befand sich 2006/2007 ein Busbahnhof. Auch in Karthaus wurde die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts als Fachwerkbau errichtete Synagoge gleich nach dem Einmarsch der Wehrmacht abgebrochen. Heute befindet sich auf dem Gelände ein Geschäftshaus. Aber immerhin hat ein Element der Ausstattung die Zeiten überdauert: Dem Karthäuser Lokalhistoriker Jerzy Nacel ist es gelungen, auf dem Danziger Dominikanermarkt einen silbernen Davidstern zu erwerben, an dessen Ecken Glöckchen befestigt sind. Eine Inschrift deutet darauf hin, dass er aus der Synagoge Karthaus stammt.

Ähnlich wie die Synagogen wurden auch die jüdischen Friedhöfe in der Kaschubei als ein weiteres sichtbares Zeichen jüdischer Präsenz in der Region entweder während des Zweiten Weltkrieges oder aber in der Nachkriegszeit zerstört. Lediglich zwei Friedhöfe bestehen noch heute: Von dem 1913 entstandenen Friedhof in Zoppot sind noch das Eingangsportale und zahlreiche Grabsteine erhalten. Sie tragen hebräische, polnische, deutsche und russische Inschriften. In den achtziger Jahren wurde der Friedhof durch den Woiwodschaftskonservator restauriert und als Denkmal registriert. Auch ein Lapidarium entstand. Im früheren Danziger Vorort Stolzenberg (Chełm) bestand nachweislich bereits 1694 ein jüdischer Friedhof, der damit zu den ältesten entsprechenden Einrichtungen in Westpreußen zählt. Der zwei Hektar große Friedhof



dhof von Zoppot



Gräber auf dem »Judenberg« von Bohlschau



Mit Prof. Christoph Nonn auf Spurensuche an den Orten des angeblichen Ritualmordes von 1900 in Konitz (2006)

hatte den Nationalsozialismus und den Krieg ohne größere Schäden überstanden, ist jedoch in der Nachkriegszeit verfallen und teilweise durch Vandalismus zerstört worden. Bei den um 2008 durchgeführten Restaurierungsarbeiten konnten rund 100 Grabsteine geborgen und gesichert werden. Der Friedhof befindet sich heute wieder im Besitz der Jüdischen Gemeinde.

Weniger gut war es in der Regel um die jüdischen Friedhöfe in den kleineren Städten der Kaschubei bestellt. In Czernik wurde der Friedhof während des Krieges auf Befehl des Landrats Hermann Gross zerstört. 2006/07 war der frühere Friedhof unzugänglich; er befindet sich auf dem Gelände einer Möbelfabrik. Der seit 1786 genutzte Berenter Friedhof wurde zwar gleich nach dem Einmarsch der Wehrmacht verwüstet, aber erst zwischen 1972 und 1976 eingeebnet. Ein ähnliches Schicksal erlitt der Friedhof in Karthaus. In anderen Orten der Kaschubei waren sich die Stadtverwaltung oder lokale Initiativen schon zu Beginn der 2000er Jahre der Bedeutung der früheren Friedhöfe bewusst geworden und hatten erste Instandhaltungsmaßnahmen ergriffen. Auf dem alten und dem neuen jüdischen Friedhof in Konitz sind heute zwar keine Grabsteine mehr erhalten, aber das Gelände ist umzäunt, und eine Trauerhalle wird nun von der katholischen Gemeinde genutzt.

An mehrere jüdische Friedhöfe erinnerten schon in den 2000er Jahren Gedenksteine – so in den hinterpommerschen Städten Stolp und Lauenburg oder im westpreußischen Schlochau, wo im November 2007 eine Bürgerinitiative einen Gedenkstein mit einer Inschrift auf Polnisch, Hebräisch, Englisch und Deutsch errichtet hat, der an die an dieser Stelle beigesetzten Schlochauer Juden erinnert. Auf Initiative der Geschichtslehrerin Katarzyna Będzka-Zajac ist der Friedhof auf dem Judenberg in Bohlschau gesäubert und geordnet worden. Heute kümmern sich die Schülerinnen und Schüler der Johannes-Paul-II.-Mittelschule um das Gelände, auf dem auch die Reste einiger Gräber überdauert haben. Weitere Gedenktafeln und Grabmäler finden sich entlang der Wege und Straßen in der Kaschubei, über die im Winter 1945 die »Todesmärsche« aus dem KZ Stutthof führten.

Andere Spuren waren zwar verwischt, aber immerhin noch lesbar. In der kleinen Gemeinde Bruß (Brusy) beispielsweise finden sich bis heute die Häuser des jüdischen Kaufmanns Bartek Blum, das frühere Stoffgeschäft von Lewinski am Markt oder die Villa von Gustav Cohn, der vom Altkleidersammler zum Sägewerksbesitzer aufstieg. In Zoppot sind die von jüdischen Eigentümern erbauten ehemaligen Kaufhäuser Hohenzollern und Mendelsohn ebenso erhalten wie das Ostsee-Sanatorium oder die Apotheke zum Adler in der heutigen ul. Bohaterów Monte Cassino 37, die vor dem Ersten Weltkrieg dem Gemeindevorstand Eugen Koenigsfeld gehört hatte. Das frühere Emigrationslager in Gdingen, in dem jüdische Auswanderer auf ihrem Weg nach Übersee für einige Zeit einen Zwischenstopp einlegten, ist zumindest zu einem Teil erhalten. Im Ortszentrum von Chmielno steht heute nach wie vor das Haus der Familie Stenzel, in dem sich Else Pintus mehr als zwei Jahre lang versteckt hielt. Erhalten ist auch das Haus von Else Pintus am Reckowsee bei Chmielno, das sie zum Dank für ihre Rettung dem Ehepaar Stenzel überschrieb.

In Konitz lassen sich heute noch beinahe alle Orte des – von Michael K. Schulz bereits angesprochenen – antisemitischen Vorfalls finden, der auch überregional für Schlagzeilen sorgte: des Mordes an dem 18-jährigen Gymnasiasten Ernst Winter (vgl. S. 15). Schnell verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Winter sei Opfer eines jüdischen Ritualmordes geworden. Auch wenn es einem Kriminalbeamten gelang, viele Aussagen als Lügen zu entlarven, wurde vor allem der jüdische Metzger Adolf Lewy dieser Tat beschuldigt. Lewys Haus, in dessen Hinterhofkeller der jüdische Ritualmord begangen worden sein sollte, ist in der heutigen ul. Kościuszki erhalten. An die Stelle der Metzgerei war im Jahr 2006 ein Computergeschäft getreten. Auch das Haus des christlichen Metzgers Gustav Hoffmann, dessen Tochter mit dem Ermordeten offenbar ein Verhältnis hatte und dessen Schwiegersohn in der Lokalzeitung zahlreiche antisemitische Artikel veröffentlichte, hat die Zeiten überdauert.



Hof des Hauses von Adolf Lewy, dem jüdischen Metzger, und Blick auf den Zugang zu dem Keller, in dem angeblich der Ritualmord begangen worden sein sollte



Gedenktafel für jüdische Opfer des KZ Stutthof



Besuch der Projektgruppe bei der jüdischen Gemeinde von Danzig (2007)

HISTORISCHE ZUSAMMENHÄNGE Mit den erhaltenen Fragmenten jüdischer Lebenswelten und den besser überlieferten schriftlichen Zeugnissen in Archiven und Bibliotheken lässt sich die Geschichte der Juden in der Kaschubei wie ein Mosaik zusammenfügen. Sie reicht zurück bis in das 15. Jahrhundert, als nach dem Zweiten Thorner Frieden im Königlichen Preußen erste jüdische Siedlungen auf den Gütern des Adels und der Kirche entstanden, wie z. B. in Schidlitz bei Berent, in Bohlschau bei Neustadt oder in den Danziger Vororten Altschottland, Hoppenbruch, Stolzenberg, Weinberg und Langfuhr. Zuvor hatte der Deutsche Orden keine dauerhafte Ansiedlung von Juden auf seinem Territorium geduldet. Im hinterpommerschen Teil der Kaschubei sind erste jüdische Gemeinden wegen der restriktiveren preußischen Politik erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts in Stolp und Lauenburg nachweisbar.

Mit der Ersten Teilung Polens 1772 gelangte die gesamte Kaschubei unter die Herrschaft der Hohenzollernmonarchie. Ärmere Juden wurden durch Erlasse Friedrichs des Großen aus Preußen vertrieben, die ländlichen Gemeinden lösten sich infolgedessen auf, und viele Gemeindemitglieder siedelten sich in Städten an. Zugleich wurde die dauerhafte Ansiedlung der Juden rechtlich sanktioniert. Im Jahr 1772 lebten 2.629 Juden in Pommern, davon etwa ein Drittel in den Danziger Vorortgemeinden. Der jüdische Bevölkerungsanteil betrug im 19. Jahrhundert zwischen 3,4 % im Kreis Schlochau und 0,8 % im Kreis Neustadt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die rechtliche Stellung der Juden in der Kaschubei wie in ganz Preußen erheblich. Ungeachtet dieser Fortschritte hatte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Mehrheit der Juden in der Kaschubei noch nicht assimiliert. Die Umgangssprache blieb Jiddisch. Aus Schlochau heißt es 1843, »die Sitten und Gebräuche sowie die Tracht der Kultbeamten« seien »noch ganz jüdisch«.³ Deutsche Gottesdienste gebe es nicht. In Berent und Neustadt fanden zu dieser Zeit deutsche Gottesdienste nur einmal im Jahr statt.

Eine plastische Schilderung der Lebenswelten jüdischer Ackerbürger gibt Anfang der 1840er Jahre der Königsberger Philosophieprofessor Karl Rosenkranz⁴:

Auf der Reise nach Königsberg von Berlin aus gewahren die zum Teil von Juden bewohnten Orte Schlochau usw. einen ganz eigentümlichen Anblick. [...] Hier sah' ich aber nicht bloß sporadisch, sondern fast aus jedem Hause den Orient blicken; hier sah ich den Juden als Ackerbauer, als sesshaften Menschen. [...] Junge Dirnen mit rabenschwarzem Haar trugen barfuß große Körbe mit Rüben, Kohl, und dergleichen auf dem Rücken. Diese Szenen waren mir ganz neu und ich glaubte nach dem alttestamentlichen Kanaan versetzt zu sein, als ich einen Juden auf dem Acker ein Joch Stiere lenken sah; die kurze Tabakspfeife jedoch, welche über den langen Bart hing, erinnerte mich schnell genug an die heutige Geographie.

Schon wenige Jahre später waren diese Szenen Vergangenheit. Um 1900 waren 98 % der Juden in der Kaschubei deutsch assimiliert. Als 1920 die zentrale Kaschubei polnisch wurde, hatte dies zur Folge, dass die meisten Juden in das Deutsche Reich abwanderten. An ihre Stelle traten Juden aus dem Osten Polens, was in den geschrumpften Gemeinden nicht selten zu Spannungen führte. Neue orthodoxe Gemeinden entstanden in der Zwischenkriegszeit in Danzig wie in Gdingen ebenfalls durch den Zuzug polnischer »Ostjuden«.

Der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg führten schließlich zum Untergang der meisten jüdischen Gemeinden. Viele kaschubische Juden wurden im KZ Stutthof ermordet, andere starben bei den Erschießungsaktionen im Piasnitzer Wald oder bei den Todesmärschen am Ende des Krieges. Trotz unzähliger Opfer bedeutete dies jedoch nicht das endgültige Ende jüdischen Lebens in der Region: Im Juli 1946 lebten bereits wieder mehr als 2.000 Juden in der Kaschubei. Sie sind auch heute immer noch und wieder ein integraler Bestandteil des Lebens in der Kaschubei – im Alltag ebenso wie in der Erinnerungskultur.

st Christian Pletzing

3 Zit. nach Śladami żydowskimi po Kaszubach/Jüdische Spuren in der Kaschubei (wie Anm. 2), S. 226f.

4 Karl Rosenkranz: Königsberger Skizzen. Erste Abtheilung, Danzig 1842, S. 5f.

Historische Technikanlagen auf der Marienburg zur Zeit Conrad Steinbrechts

*Eine Ausstellung
des Schlossmuseums
Marienburg*

Blick in die Ausstellung im Mittelschloss, 2023

2023 jährt sich zum 100. Male das Todesjahr Conrad Steinbrechts (1849–1923), des hochgeschätzten Konservators und Denkmalpflegers, der die Wiederherstellung der Marienburg gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts maßgeblich geprägt hat. Aus diesem Anlass veranstaltet das Schlossmuseum Marienburg eine Ausstellung, die am 18. April eröffnet worden ist: Sie thematisiert erstmalig die historischen technischen Anlagen, die heute noch existieren und den Besuchern zugänglich sind, aber auch jene, deren Bau im Zuge der Rekonstruktionsarbeiten geplant und nicht umgesetzt wurde, oder die im Zweiten Weltkrieg untergegangen sind.

Den Kern der Ausstellung bilden Entwürfe der Technikanlagen sowie Erläuterungen zu ihrer Kennzeichnung und Präsentation innerhalb der Marienburg. Dabei werden ausgewählte Dokumente gezeigt, die aus dem persönlichen Archiv Steinbrechts stammen, sowie weitere Zeichnungen und Entwürfe aus dem umfangreichen Nachlass der Marienburger Schlossbauverwaltung, der er 40 Jahre lang (von 1882 bis 1922) vorstand. Zudem sind – zum ersten Male überhaupt – einige eigenhändige, kleinformatige Zeichnungen Steinbrechts aus seiner Zeit als Student der Königlichen Gewerbeakademie zu Berlin (1871–1874) zu sehen. Diese entstanden während seiner Studienreisen durch das Fürstentum Anhalt und sind ein Zeugnis seines zeichnerischen Talents, speziell in Bezug auf Darstellungen von Architekturobjekten sowohl im Ganzen als auch im Detail. Dieses Talent erwies sich während seiner späteren Tätigkeit auf der Marienburg bei der Herausarbeitung von Restaurierungsentwürfen als überaus nützlich. Entsprechende Beispiele seiner dokumentarischen Zeichnungen zur Restaurierung des Hochschlosses zeigt die Ausstellung ebenfalls.

Diese Exponate wurden aus den Sammlungen des Schlossmuseums Marienburg, des Marienburger Staatsarchivs und des Kunstinstituts der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau (ISPAN) zusammengetragen. Überdies erläutern



Conrad Steinbrecht

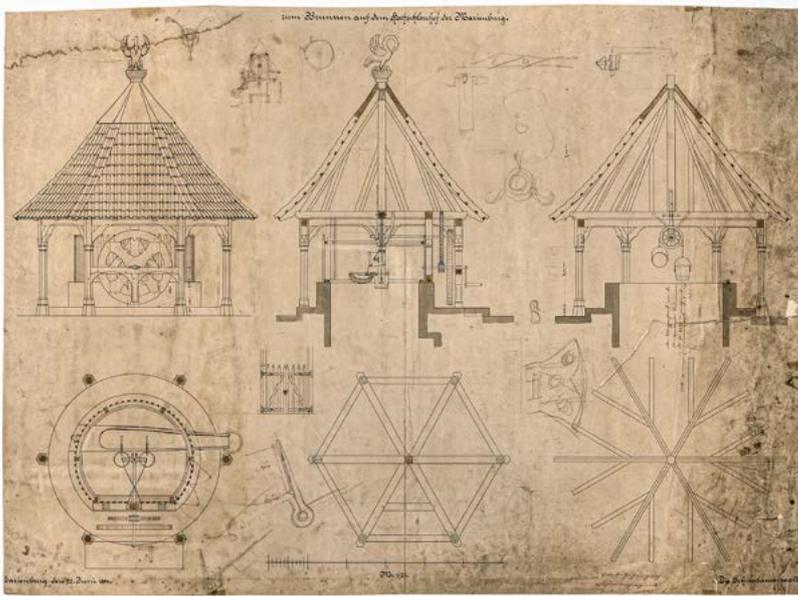
umfangreich Informationstafeln das Leben und konservatorische Wirken von Conrad Steinbrecht und seinen Mitarbeitern.

Die Marienburg, heute eines der beeindruckendsten Beispiele für mittelalterliche Wehrarchitektur in Europa, die zugleich als politisches Machtzentrum überaus repräsentativ gestaltet wurde, war zur Zeit ihrer Entstehung eine uneinnehmbare Festung. Ihre unbezwingbare Wehrhaftigkeit hing nicht zuletzt von ausgeklügelten technischen Systemen ab, deren Aufgabe es war, die besonders empfindlichen Stellen der Festung – Tore und Brücken – zu schützen. Auch im zivilen Bereich nutzte man zahlreiche technische Einrichtungen, die in Krisenzeiten, z. B. während einer Belagerung, das Überleben der Besatzung sicherten. Dazu zählten Mühlen, Brunnen sowie diverse Transportanlagen, die das Lagern von Vorräten erleichterten. Die beweglichen Mechanismen solcher Anlagen, die ständiger Pflege bedurften, waren indessen der Abnutzung besonders ausgesetzt, so dass sich aus dem Mittelalter kaum etwas bis in die neuere Zeit hinein erhalten hatte.

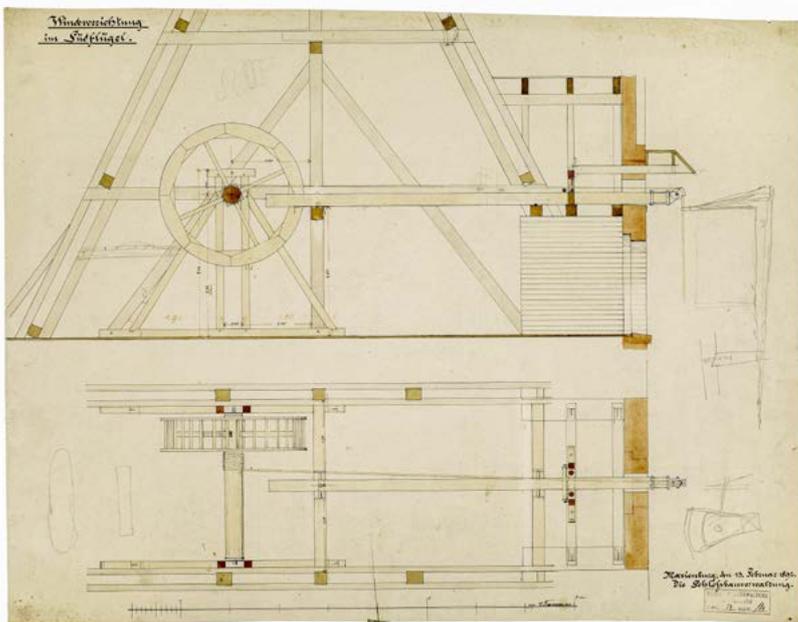
Während der 1882 von Conrad Steinbrecht begonnenen und später von Bernhard Schmid fortgesetzten Wiederherstellung der Marienburg war es unumgänglich, auch derartige Einrichtungen an den entsprechenden Stellen der Festung neu entstehen zu lassen. Da aus dem Schloss selbst



Jugendzeichnung Conrad Steinbrechts: Innenansicht des Saals im ehemaligen Zisterzienserkloster Michaelstein im Harz



Brunnen im Innenhof des Hochschlosses. Entwurf, 1894



Radantrieb der Kranvorrichtung. Entwurf, 1892

konkrete Überlieferungen, die Informationen über deren Aussehen und Konstruktion hätten liefern können, komplett fehlten, entschied man sich, sie nach den Vorbildern bekannter und anderswo noch erhaltener historischer Anlagen dieser Art neu zu entwerfen und nachzubauen. So wurde 1894 über dem Brunnen im Innenhof des Hochschlosses ein Aufsatz mit einer Radziehvorrichtung als Nachahmung des aus dem Jahr 1731 stammenden, im hessischen Braunfels erhaltenen »Leierbrunnens« errichtet.

Eine weitere Radziehvorrichtung, die jedoch eine andere Zweckbestimmung hatte, wurde in das Tor des Hochschlosses eingebaut, um die ursprünglich hier existierende Zugbrücke wieder beweglich zu machen. Sie wurde in einem Holzaufsatz im Wehrgang platziert. Beide Vorrichtungen überstanden die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges und existieren noch heute. Sie dienen allerdings nur noch der Veranschaulichung, da ihre tatsächliche Nutzung nicht

unproblematisch sein dürfte. Die Zugbrücke wurde zum bislang letzten Male 1960 hochgezogen, während der Dreharbeiten zur Verfilmung des berühmten Romans *Krzyżacy* (Die Kreuzritter) von Henryk Sienkiewicz, dem bekannten polnischen Schriftsteller und Nobelpreisträger, unter der Regie von Aleksander Ford (vgl. *DW1/2022*).

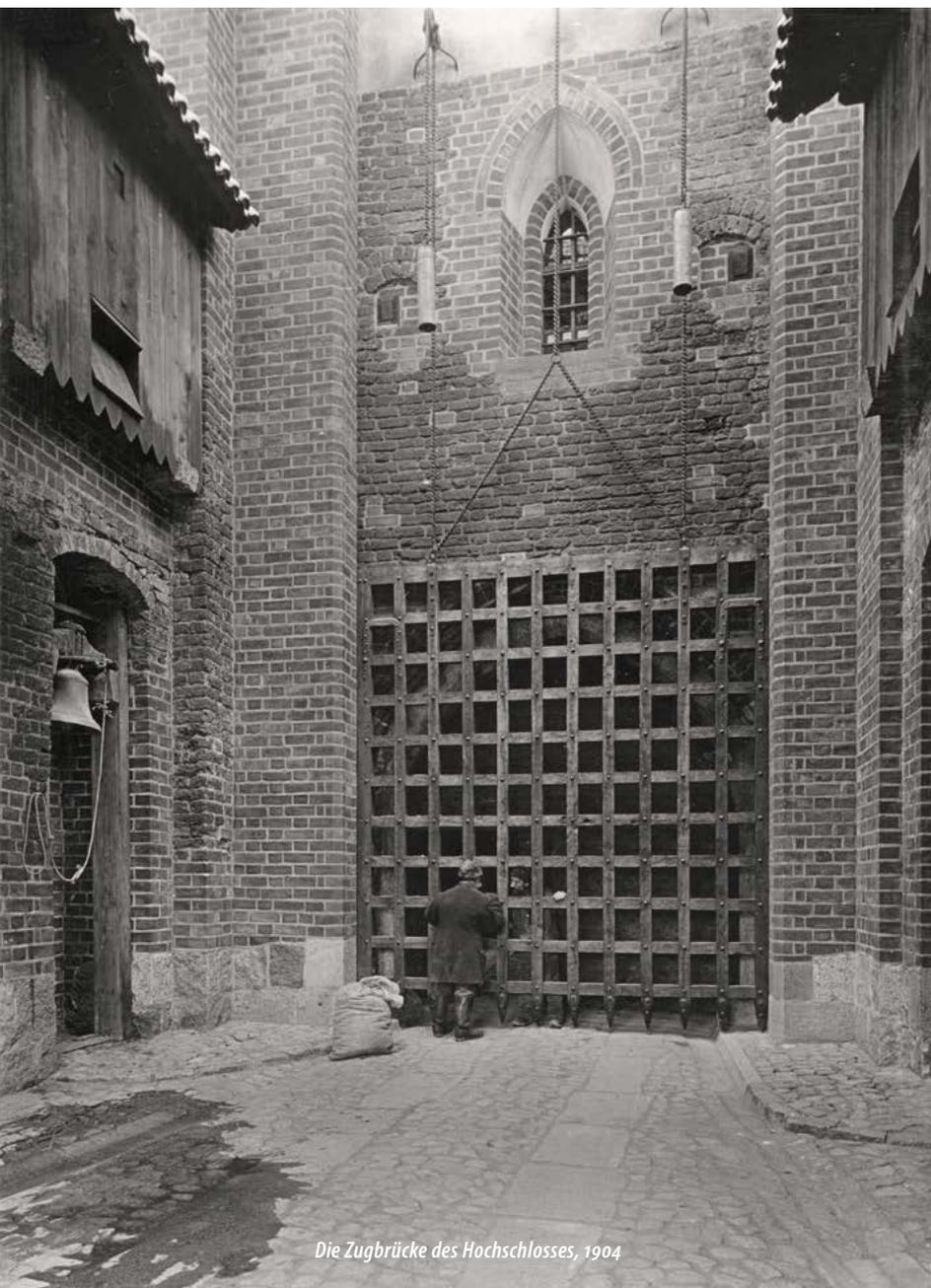
Erhalten ist auch der Radantrieb der 1892 in den Dachstuhlraum auf der Feldseite des Südflügels des Hochschlosses eingebauten Kranvorrichtung, die die im Mittelalter übliche Nutzung der riesigen Dachräume diverser Großbauten als Getreidespeicher veranschaulichen sollte. Bei dem hier verwendeten Rad handelt es sich indessen nicht um ein typisches Tretrad, wie sie aus dem Danziger Krantor oder dem Dachstuhlraum der ehemaligen Zisterzienserkirche, des heutigen Doms, zu Pelplin bekannt sind. Im Vergleich zu diesen Beispielen ist es deutlich schmäler und im Inneren verstrebt. Es ist zwar auch mit Sprossen versehen, die hier jedoch offensichtlich nur einem manuellen Antrieb dienen.

1907 entwarf Steinbrecht den zu rekonstruierenden Torvorbau des Mittelschlosses. Geplant war, dass die Zugbrücke von zwei Kranarmen mit Gegengewichten gehoben werden sollte. Leider wurde seine Idee nicht in dieser Weise umgesetzt. Demgegenüber wurde das – in noch mittelalterlichen Mauer Schlitzten geführte – Fallgatter mit einer funktionstüchtigen Zugvorrichtung ausgestattet, die einem Vorbild aus dem 17. Jahrhundert folgte: derjenigen des Fallgatters, das in der mitten im Rhein bei Kaub auf einer Felseninsel stehenden Zollburg Pfalzgrafenstein erhalten geblieben ist. Das 680 kg schwere, an Ketten hängende Marienburger Eichengitter konnte dank einem Mechanismus aus geschalteten Wellen und geschickt daran angeschlossenen Gegengewichten von zwei Personen je nach Bedarf recht leicht hochgezogen oder heruntergelassen werden, indem sie diesen Mechanismus mit Hilfe eines einfachen, manuell zu bedienenden Wellrades, das in einem der Torräume Platz fand, in Bewegung setzten.

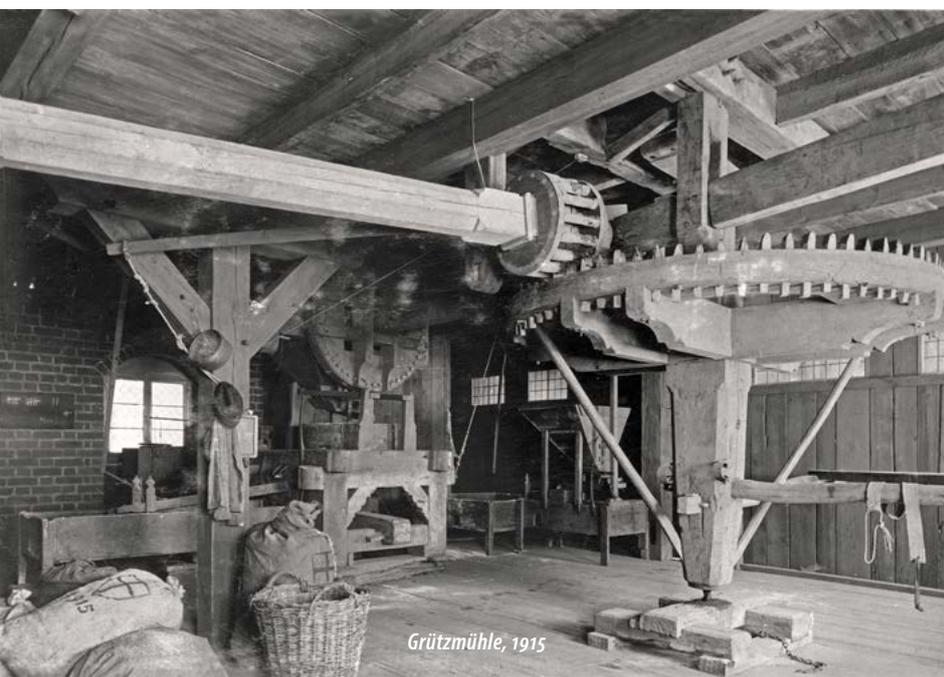
Vergleichbare Vorrichtungen, die dem Transport von Waren dienten, finden sich in den Dachgeschossen beider



Torvorbau des Mittelschlosses, 1908



Die Zugbrücke des Hochschlosses, 1904



Grütmühle, 1915

SAMTLICHE HISTORISCHEN ABBILDUNGEN: SAMMLUNGEN DES SCHLOSSMUSEUMS MARIENBURG (IMZUEHN ZAMKOWE W MALBOROKU)

Brückentürme der Vorburg. Es handelt sich um zwei Wellräder gleicher Bauart, die an die über ihnen angebrachten, mit kleineren Gegengewichten beschwerten Kranbalken angeschlossen waren. Beide sind mit beweglichen Wellen ausgestattet, in die – um das Aufwickeln des Seils zu erleichtern – Gewinde gefräst wurden.

Um die Verteidigungsfähigkeit einer so großen Festungsanlage wie der Marienburg zu erhalten, war es unerlässlich, über eigene Mühlen zu verfügen. In den schriftlichen Quellen aus der Deutschordenszeit finden sie 1409, 1417, 1418 und 1454 Erwähnung. Da eine der Quellen von der Instandsetzung einer Holzmühle berichtet, die sich auf dem westlichen Parcham-Gelände des Hochschlosses befand, entschied Conrad Steinbrecht 1901/02, an etwa derselben Stelle eine derartige Anlage nachzubauen. 1915 wurde sie mit den drei Jahre zuvor aus einer Grütmühle im nahen Warnau erworbenen Gerätschaften ausgestattet, die bis heute erhalten sind. Diese setzen sich aus einem Göpel und dem an ihn über einen Wellenmechanismus angeschlossenen Walzenstuhl sowie einer Stampfe und einem Siebgerät zusammen. Bedingt durch den beschränkten Raum musste der Göpel durch menschliche Muskelkraft bewegt werden. Dazu brauchte man zwei bis vier Personen. All diese Mühlengeräte sind bis heute voll funktionstüchtig. Wie sie benutzt wurden, zeigt ein kurzer Film, der in der Ausstellung abgespielt wird. Der Innenraum der Mühle kann in der warmen Jahreszeit besichtigt werden.

Als Ergänzung der Ausstellung, in der hauptsächlich Dokumente aus der Zeit der Steinbrechtschen Wiederherstellung der Marienburg präsentiert werden, fungieren Fotogramme, die die historischen Technikanlagen in heutiger Gestalt zeigen. Diese Aufnahmen sind insofern etwas Besonderes, als sie Blickwinkel und Ansichten bieten, die den Besuchern des Schlosses unter normalen Umständen versperrt bleiben. Solche Fotogramme wurden nicht nur in den Ausstellungsräumen platziert, sondern finden sich ebenfalls vor Ort an den jeweiligen technischen Vorrichtungen selbst; so z. B. am Tor des Mittelschlosses, der Brückenanlage des Hochschlosses oder auf dem Südparcham.

* * *

Dank den Bemühungen der damaligen Konservatoren wurde die Marienburg zu einer Attraktion von europäischem Rang. Dabei bot sie auch ein Museum der mittelalterlichen Kultur, das den Besuchern das Leben der Deutschordensritter näherbringen sollte. Hierbei spielten die Nachbauten alter Technik eine durchaus nicht unwesentliche Rolle, denn sie konnten zu verschiedenen Anlässen, z. B. bei Besuchen hochrangiger Personen, als funktionstüchtige Anlagen vorgeführt werden und verstärkten derart das Empfinden, in eine historische »Wirklichkeit« versetzt worden zu sein.

Die Ausstellung ist bis zum Ende des laufenden Jahres geöffnet. 

Übersetzung: Waldemar Moscicki

FELIX DUEBALL AUS JASTROW IN WESTPREUSSEN (1880 — 1970)

Die Geschichte eines Go-Pioniers und -Meisters

Von Günter Ciebow und Erik Fischer



Felix Dueball – Porträt-Skizze
von seinem Sohn Kurt

Das Go-Spiel, Japan und das Renommee des »Dr. Dueball«

Das Go-Spiel ist in Westpreußen nicht heimisch gewesen, und auch heute steht es – unabhängig von den durchaus erfolgreichen Bemühungen des DEUTSCHEN GO-BUNDES – gewiss nicht im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Einiges internationales Aufsehen erregte dieses Strategie-Brettspiel allerdings durch einen Vorgang, der sich Ende der 2010er Jahre vollzogen hat und der heute wie ein Vorspiel zur aktuell heftig aufbrandenden Diskussion über »Künstliche Intelligenz« (KI) anmutet: 2016 trat der junge, gerade 33 Jahre alte Koreaner Lee Sedong, zu dieser Zeit einer der weltbesten Go-Spieler, in einem spektakulären Wettkampf gegen das von DEEPMIND entwickelte Computer-Programm *AlphaGo* an, und während er zunächst noch angekündigt hatte, in diesem Schaukampf eines Menschen gegen einen Rechner »haushoch« zu gewinnen, gelang es ihm lediglich, eine der fünf angesetzten Partien für sich zu entscheiden.

Drei Jahre später hatte die Selbstoptimierung künstlicher neuronaler Netze derartige Fortschritte gemacht, dass das neue KI-Programm *AlphaZero* schon als unschlagbar galt – und die bemerkenswerte Konsequenz zeitigte, dass sich Lee Sedong vom Go-Sport völlig zurückzog. – Diese Geschichte lässt deutlich werden, dass Go, das in der Spielkultur Ostasiens offenbar eine erheblich größere allgemeine Wertschätzung genießt als in der westlichen Hemisphäre, um ein Vielfaches komplexer und vertrackter ist als Schach. Immerhin war es dem Schachcomputer *DeepBlue* bereits 1996 gelungen, erstmals in einer Partie mit einer regulären Zeitkontrolle gegen einen amtierenden Weltmeister – Garri Kasparow – zu obsiegen.

Einen ersten, intensiven Eindruck von Go und dessen Einbettung speziell in die japanische Kultur vermag ein halbdokumentarischer Roman zu vermitteln, dessen Handlungskern im Grunde von einem einzigen Go-Spiel gebildet wird. Es handelt sich um die legendäre Partie zwischen dem älteren Hon'inbō Shūsai, dem letzten Träger des persönlichen Hon'inbō-Titels, und dem um 35 Jahre jüngeren Kitani Minoru, die an fünfzehn Spieltagen zwischen dem 26. Juni und dem 4. Dezember 1938 ausgetragen worden ist und in der letztlich der ehrwürdige alte Meister, der »Meijin«, als Repräsentant eines tiefen, philosophisch verankerten Spielverständnisses dem Vertreter einer neuen Generation von hochprofessionellen Spielern unterliegt. *Meijin*¹ lautet auch der Titel dieses Romans. Er

wurde im Jahr 1954 von Kawabata Yasunari veröffentlicht, der späterhin (1968) als erster Japaner mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet worden ist.

Sofern sich ein westlicher Leser, selbst wenn er mit dem Go-Spiel kaum vertraut ist, auf die Lektüre dieses Buches einlässt, wird ihn die sensible und fein differenzierende Schilderung einer von Traditionen, Hierarchien, hohen moralischen Werten und strengen Verhaltensnormen bestimmten Welt bald in ihren Bann schlagen. Überdies wird ihm auf seinem Wege eine nicht-fiktive Person begegnen, die eine enge Verbindung zwischen dem Go-Spiel und der japanischen Kultur und Gesellschaft der späten 1930er

einerseits und – einem Westpreußen andererseits deutlich werden lässt: Felix Dueball aus Jastrow (dem der Autor Kawabata respektvoll, aber fälschlicherweise einen Dokortitel zuerkannt hat). Die erste Erwähnung, die sich im 22. Kapitel findet, lautet (S. 79):

Dr. Felix Dueball, der sich in Japan [im] Go [weitergebildet] hatte, nach Deutschland zurückgegangen und als der »Deutsche Honinbo« bekannt war, sandte dem Meijin ein Glückwunschtelegramm zum Anlass seiner letzten Partie. In der Morgenausgabe der Nichinichi war ein Foto der beiden Spieler, wie sie das Telegramm lasen.

Späterhin – im 28. Kapitel – spricht der Erzähler von dem wachsenden Interesse, das Go in Europa und sogar in Amerika inzwischen entgegengebracht würde, und hebt dabei anerkennend hervor, »dass es in Dr. Dueballs Deutschland mehr als fünftausend Anhänger des Spiels« gebe (S. 99).

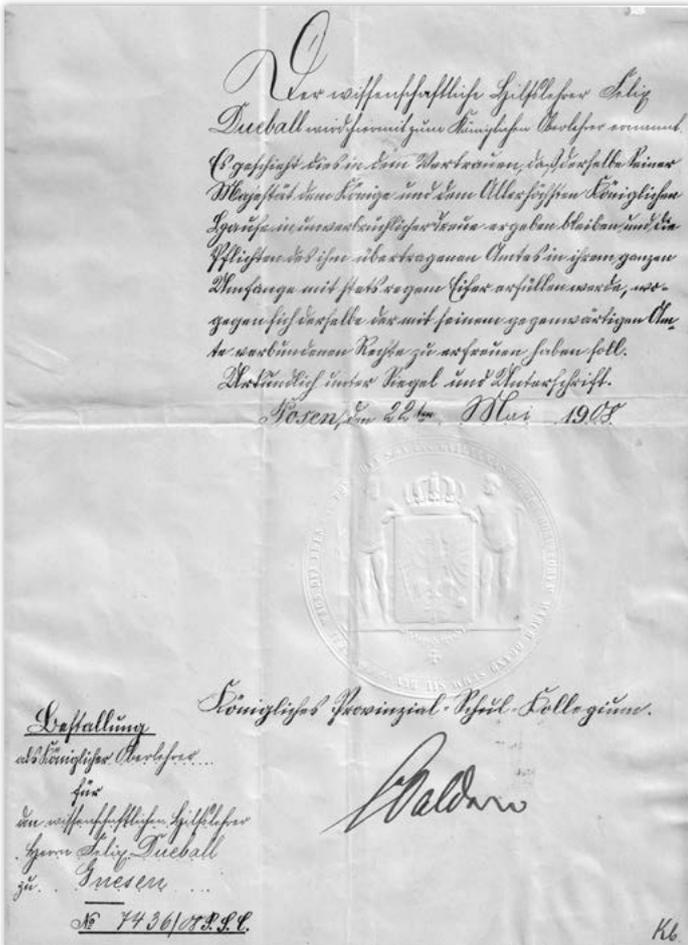
Diese beiden Hinweise auf einen Deutschen, dem in Kawabatas Go-Roman einesteils die ehrwürdige Auszeichnung eines überragenden Go-Meisters – »Hon'inbō« – zugesprochen wird und dem es andernteils gelungen ist, das Spiel bei seinen Landsleuten nicht nur bekannt zu machen, sondern auch erfolgreich zu verbreiten, zeugen von dem (immer noch fortwährenden) hohen Renommee, das Felix Dueball in Japan erworben hatte. Aufgrund dieses Sachverhalts erscheint es geradezu überfällig, dass das Leben und die Karriere eines Mannes, der nicht zuletzt im Wikipedia-Eintrag »Jastrowie« als bedeutender Sohn seiner Heimatstadt genannt wird, auch im *Westpreußen* ausführlicher gewürdigt werden.

Von Jastrow nach Berlin²

Felix Dueball wurde am 20. 3. 1880 in Jastrow geboren. Der Vater war in dieser Stadt Beamter im Gerichtswesen. Noch im selben Jahr zog die Familie in die Kreisstadt Deutsch-Krone, und nach Verset-

1 Kawabata Yasunari: *Meijin*. Übertragung ins Deutsche von Felix Heisel, Frankfurt a. M. 2015. Bei den nachfolgenden beiden Zitaten sind die Fundstellen direkt im Fließtext angegeben. Im ersten Zitat wurde zudem die missverständliche Aussage, Dueball habe in Japan Go »gelernt« durch den korrekten Aspekt der »Weiterbildung« ersetzt.

2 Die folgende biographische Skizze folgt im Groben der Rasterung des »Lebenslaufs«, den Felix Dueballs Sohn Fritz kurz nach dem Tode seines Vaters in der *Deutschen Go-Zeitung* (№ 5 des Jg. 1970) veröffentlicht hat. Dieser Text ist seinerseits (auf den S. 5–9) zitiert in der grundlegenden umfangreichen Bild- und Dokumentarbiographie, die Günter Ciebow, der Mitautor dieses Beitrags, 2010 in Berlin im Selbstverlag veröffentlicht hat: Felix Dueball. Ein Go-Pionier aus Berlin. Reminiszenz aus »Go«-licher Sicht.



Bestellung durch das Königliche Provinzial-Schul-Kollegium – Posen, den 22. Mai 1908 – Der Text der Urkunde lautet: Der wissenschaftliche Hilfslehrer Felix Dueball wird hiermit zum königlichen Oberlehrer ernannt. / Es geschieht in dem Vertrauen, dass derselbe Seiner Majestät dem Könige und dem Allerhöchsten Königlichen Hause in unverbrüchlicher Treue ergeben bleiben und die Pflichten des ihm übertragenen Amtes in stets regem Eifer erfüllen werde, wogegen sich derselbe der mit seinem Amte verbundenen Rechte zu erfreuen haben soll. / Urkundlich unter Siegel und Unterschrift



Porträtaufnahme von Felix Dueball aus dem Jahre 1907

zungen des Vaters ging die Familie zunächst 1883 nach Schwerin an der Warthe und dann, im Oktober 1888, nach Wongrowitz in der Provinz Posen. Dort bestand Felix Dueball 1901 das Abitur, bezog im Anschluss – nach einem neuerlichen Umzug der Familie – die Universität Berlin und legte im April 1906 das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab.

Nach dem Referendariat, das ihn nach Tremessen, Bromberg und Posen führte, wurde er im April 1908 zum »Königlichen Oberlehrer« ernannt und erhielt seine erste Stelle in Gnesen. Danach folgte 1911, ebenfalls

in der Provinz Posen gelegen, die Stadt Rawitsch, bis eine Bewerbung um eine Anstellung in Charlottenburg Erfolg hatte und die Familie von Felix Dueball im April 1919 dorthin zog – in eine Wohnung, in der er nun volle 50 Jahre lang lebte. Hier traf ihn 1925 mit dem Tode seiner erst 40-jährigen Frau ein schwerer Schicksalsschlag; da er inzwischen drei Kinder zu versorgen hatte, ging er noch im gleichen Jahr eine zweite Ehe ein.

Als Student war Felix Dueball, ebenso wie sein Kommilitone und Freund Max Lange, ein eifriger und starker Schachspieler. Nach-

»GO« HÖHER ALS »SCHACH«

Felix Dueball war in seiner Jugend ein eifriger Schachspieler und gehörte der Schachgruppe der Berliner »Finkenschaft« an. Aufgrund dieser Kenntnisse und Erfahrungen hat er dieses Spiel späterhin immer wieder kenntnisreich mit dem Go verglichen. Dabei hat er den Unterschied zwischen dem in Deutschland vertrauten Schach und dem noch kaum bekannten Go häufig strukturell erläutert. Darüber hinaus hat er die Differenz aber des Öfteren auch qualitativ bewertet. Auf diese Weise bemühte er sich, andere Menschen für das Go-Spiel zu gewinnen, indem er ihnen z. B. in Bezug auf die Komplexität oder die Variabilität der Spielabläufe dessen Überlegenheit vor Augen führte.

Diesen Standpunkt entfaltet Felix Dueball in seinem Artikel »Go höher als Schach«, der hier auszugsweise zitiert wird:

Wer sowohl das Schach- wie auch das Go-Spiel eingehender kennt, räumt diesem vor jenem ganz entschieden in Bezug auf die Fülle, Tiefe und den Reiz der Kombinationen den ersten Platz ein. Wie schwierig das Spiel sein muß, kann man schon ganz mechanisch aus der Zeitdauer schließen, die den Meistern höheren Grades für die Beendigung einer Partie zugebilligt wird: In gewöhnlichen Turnieren 11 + 11 = 22 Stunden, in ernsten Wettkämpfen noch mehr. Wenn wir also als Durchschnittsmenge einer Schachpartie 40 Doppelzüge annehmen und dem Meister für je 20 Züge eine Stunde zubilligen, so würde die Turnierschachpartie durchschnittlich vier Stunden dauern. Während bei Schach für die Bewegung der Figuren ziemlich willkürliche Regeln, wie z. B. die Rochade, Gang des Springers, Aufstellung der Figuren, festgesetzt sind, folgen beim Go-Spiel aus den beiden Grundregeln, dem Setzen und dem Einschließen, alle anderen mit mathematischer Notwendigkeit. Ein weiterer Vorzug des Go-Spiels ist, dass bei ihm das Unentschieden in weniger als ein Tausendstel aller Fälle vorkommt, während man schon von dem sogenannten Remis-Tod des Schachs spricht. Beim letzten Weltmeister-Wettkampf war die Zahl der Unentschieden viel größer als der entschiedenen Partien. [...]

Der Verfasser hatte, obgleich er nur ein schwacher Go-Spieler ist, das große Glück, von einem Mäzen auf ein ganzes Jahr nach Tokyo eingeladen zu werden, um dieses herrliche Spiel an der Quelle, dem Nihon Kiin [der japanischen Go-Akademie], studieren zu können. Jedenfalls ist das Go-Spiel eines der schönsten Geschenke, das Europa der ostasiatischen Kultur verdankt.

Felix Dueball: »Go« höher als »Schach«. In: *Nippon – Zeitschrift für Japanologie*, Jg. 1936, S. 98f.



In der Wohnung Dueballs (v.l.n.r.): Dr. Emanuel Lasker, Fritz Dueball, Kurt Rosenwald, Felix Dueball (Aufnahme aus dem Jahre 1929)

dem Max Lange 1904 eher zufälligerweise in *Velhagen & Klasings Monatsheften* einen Artikel über ostasiatische Brettspiele gelesen hatte, nahmen die beiden Freunde diese Spur auf, sammelten weitere, nur spärlich verfügbare Informationen und bastelten aus einem Pappbrett und Briefverschlussmarken ein Spielbrett. Andere Freunde kamen hinzu und bildeten einen ersten kleinen Kreis von begeisterten Go-Spielern.

Da seine berufliche Tätigkeit Dueball lange Jahre von Berlin fernhielt und die Bemühungen, andere Menschen für dieses Spiel zu interessieren, fehlschlügen, musste er sich auf Fernpartien beschränken. Erst mit seinem Umzug nach Charlottenburg (das kurz darauf zu einem Teil von Groß-Berlin wurde) trat eine Wende ein. Auf sein Betreiben trafen sich die Go-Freunde jeden Dienstagabend im Schachsaal verschiedener Cafés. Nur ganz besondere Umstände wie Urlaub, Krankheit oder Feiertage konnten ihn veranlassen, einen Go-Abend auszulassen.

Unermüdlich bemühte er sich weiterhin, Go populärer zu machen und auch Anfänger in das Spiel einzuführen, wobei er stets darauf achtete, sie nicht zu überfordern, sondern ihre Spielstärke und die Freude am Spiel zu fördern. Als »ungekrönter König« dieses Kreises hielt er die anderen Spieler an, sich in gleicher Weise für den Nachwuchs zu engagieren. Ein besonderes Vergnügen bereitete es ihm schließlich, japanische Go-Freunde einladen und bei diesen Gelegenheiten auch einmal auf stärkere Gegner treffen zu können.

Japan – und eine telegraphische Fernpartie

Der zunehmende Kontakt mit japanischen Spielern brachte es mit sich, dass auch in der Presse ihres Heimatlandes über das Go-Spiel in Deutschland und über den jahrzehntelang unangefochten stärksten deutschen Go-Spieler – Felix Dueball – berichtet wurde. So bildete sich halb scherz-, halb ernsthaft die Bezeichnung *Doitsu Hon'inbō*, der »Deutsche Großmeister«, heraus. Auf diese Weise wiederum wurden weitere japanische Go-Spieler auf die entsprechende Szene in Deutschland aufmerksam und nahmen, wenn sie Deutschland besuchten, häufig Kontakt mit Felix Dueball auf.

Einer der großen Förderer des Go-Spiels, Baron Ôkura, lud schließlich Felix Dueball mit seiner Frau für ein Jahr nach Japan ein. Damit ging der Traum seines Lebens in Erfüllung: Am 3. April 1930 verließ das Ehepaar Berlin und traf nach längerer Reise mit der *HAKOZAKI-MARU* am 20. Mai 1930 in Tokyo ein.

Ein unvergessliches Jahr folgte: Viele ehrende Einladungen, das Wiedersehen alter wie das Kennenlernen neuer japanischer Freunde, herrliche Reisen zu Japans Naturschönheiten und für Felix Dueball das Spielen im *Nihon Ki-in*, der japanischen Go-Akademie, mit Berufsmeistern und – als Krönung dieser faszinierenden Erlebnisse – ein Spiel mit Hon'inbō Shūsai, dem *Meijin*. Gegen Ende seines Aufenthaltes, am 1. Mai 1931 erhielt Felix Dueball das Diplom über den Shodan, den Anfangsrang der Fortgeschrittenen – und Meistergrade. – Am 16. 5. 1931 verließ das Ehepaar dann, von vielen Freunden verabschiedet, Tokyo wieder und kehrte, nach mehreren Reiseunterbrechungen, am 16. 6. 1931 nach Berlin zurück.

Dieser Ankunftstag in Berlin war ein Dienstag, und so war es für Felix Dueball selbstverständlich, gleich zu seinem Go-Abend zu gehen. Ein Go-Abend in der Woche erschien ihm nun aber als zu wenig. Deshalb bot er jeweils sonnabends in seiner Wohnung einen weiteren regelmäßigen Termin an. Besonders gern gesehene Gäste waren Herren der japanischen Kolonie. Sie luden im Gegenzug auch ihrerseits deutsche Go-Spieler zu Spielabenden in ihre Häu-



Felix und Hertha Dueball in Japan (Juni 1930)



Eine Go-Partie im Nihon Ki-in im Jahr 1930 gegen den jungen Segoe Kensaku; Hon'inbō Shūsai schaut zu

ser oder in den japanischen Club ein, der sich an der Ecke Kaiserallee / Trautenaustraße befand.

Dieser intensive Kulturaustausch rückte in den Blick einer breiteren Öffentlichkeit, als zwei japanische Zeitungen – *Tokyo nichinichi* und *Osaka mai-nichi* – sowie der *Völkische Beobachter* 1936 übereinkamen, eine telegraphische Fernpartie zwischen Japan und Deutschland zu finanzieren. Dabei trat der frühere japanische Kulturminister Hatoyama Ichirō, ein starker Amateurspieler und späterer Ministerpräsident seines Landes, gegen den amtierenden Euro-

pameister Felix Dueball an. Zug um Zug wurde über diese Partie berichtet. Sie begann im September und endete nach 50 Spieltagen im November mit einem knappen Sieg von Exzellenz Hatoyama.

Dieser »ferndrahtlich ausgetragene Wettkampf im ›Go‹« hatte, wie ein Zeitungsartikel aus dem Jahr 1937 berichtete, »so viel Anteilnahme gefunden, dass der Gau Berlin der NS-Gemeinschaft ›Kraft durch Freude‹ sich entschlossen hat, im kommenden Jahr in Berlin zwanzig Go-Lehrkurse zu veranstalten«. Diese Entscheidung der KdF-Funktionäre war der Popularisierung des Go sicherlich höchst förderlich; sie zeigt zugleich aber unmissverständlich, wie nachdrücklich sich die nationalsozialistischen Machthaber jetzt dieses Spiels bemächtigten und die Zirkel der Go-Enthusiasten für ihre Zwecke funktionalisierten: Die machtpolitisch begründete Allianz zwischen dem Deutschen Reich und dem Japanischen Kaiserreich, die im November 1936 den Antikominternpakt unterzeichnet hatten, ließ sich durch das Zusammenfinden der einander »fremden« Länder im Go zu einer auch kulturellen Nähe beider Völker überhöhen.

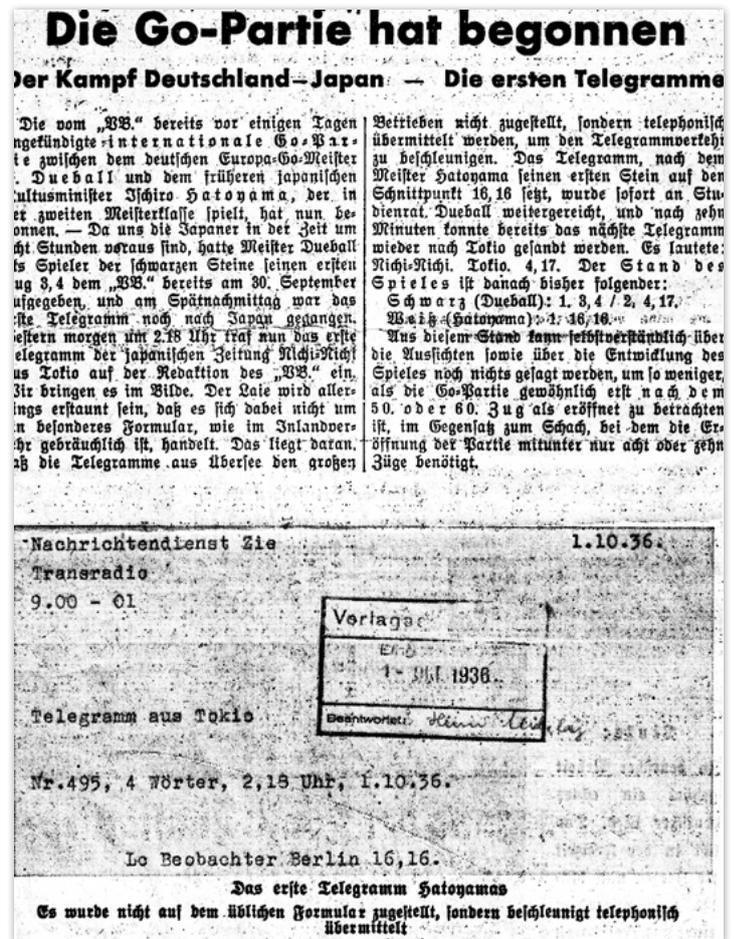
Aus den regelmäßigen Kontakten zwischen den Spielern beider Nationen ragte der Aufenthalt des japanischen Profimeisters Fukuda Masayoshi hervor, der ebenfalls Schüler von Hon'inbō Shūsai gewesen war, späterhin den Rang 6 Dan erreichte und bei seinen Reisen durch Europa und Amerika länger als ein Jahr, von 1937 bis 1939, in Deutschland auftrat. Im Jahr 1937 erhielt das reichsweite Go-Spiel schließlich feste organisatorische Strukturen: Der DEUTSCHE GO-BUND wurde gegründet – und ernannte Felix Dueball zu seinem Ehrenpräsidenten.

Ein wohlbestelltes Haus und hohe Ehrungen

Der katastrophische Ausgang des Zweiten Weltkrieges brachte die Entwicklung des Go-Spiels und der deutsch-japanischen Partnerschaften zeitweilig zum Erliegen. Privat lud Felix Dueball allerdings schon bald wieder zu Go-Abenden in seine unzerstört gebliebene Wohnung ein, und selbst während der Berlin-Blockade – bei Notbeleuchtung – wurden die regelmäßigen Treffen nicht mehr unterbrochen. Dieser Passion konnte sich Felix Dueball nach dem Erreichen des Pensionsalters allerdings nicht uneingeschränkt widmen:



Besuch bei den Dueballs: Eine Go-Partie zwischen dem Sohn von Konsul Maruo (l.) und Felix Dueballs Enkeltochter Felicitas. Es schauen zu (v. l. n. r.): Felix Dueball, Konsul Maruo und der Enkelsohn Jürgen (Aufnahme vom 12. 4. 1958).



Zeitungsbericht vom Oktober 1936 aus dem Völkischen Beobachter

Der allgemeine Lehrermangel in der frühen Nachkriegszeit führte dazu, dass er weiterhin im Schuldienst tätig bleiben musste und erst 1949 in den wohlverdienten Ruhestand gehen konnte.

Nach der Gründung der Bundesrepublik normalisierten und stabilisierten sich die Verhältnisse zunehmend. Dazu gehörte auch die Wiederaufnahme von internationalen Kontakten, denn nun konnte Felix Dueball auch wieder japanische Gäste begrüßen, und der *Nihon Ki-in* begann, seinem hohen Respekt vor dem Nestor des Go-Spiels in Deutschland durch die Verleihung weiterer Dan-Grä-



Empfang am 12. März 1958 in der Residenz des japanischen Generalkonsulates (v. l. n. r.) Felix Dueball, Günter Ciebow, der Mitautor des vorliegenden Beitrags, Franz Amrehn, zu dieser Zeit Bürgermeister von Berlin, und Fritz John

DIE TELEGRAPHISCHE FERNPARTIE ZWISCHEN DEUTSCHLAND UND JAPAN, die 1936 stattfand, wurde in Schaubildern festgehalten, die im folgenden Jahr in der *Deutschen Go-Zeitung* veröffentlicht wurden und an dieser Stelle eine gute Möglichkeit bieten, den Leserinnen und Lesern exemplarisch einen Eindruck vom Aufbau des Spielbretts mit seinen 19 x 19 Feldern und 361 Kreuzungspunkten zu vermitteln und ihnen zu veranschaulichen, wie sich eine Partie strategisch aus der allmählichen Besetzung eines zunächst leeren Raums bis zu dessen gänzlicher Beherrschung entfaltet.

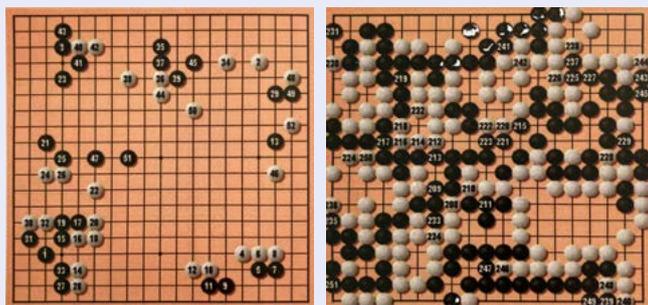
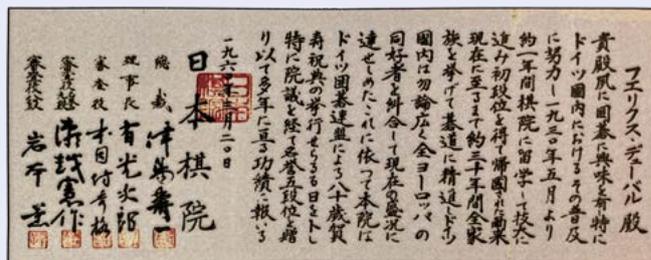


Abb. 1

Abb. 2

Abbildung 1 zeigt die Konstellation, die sich vom ersten bis zum 52. Zug ergeben hatte, Abbildung 2 die Positionen der beiden Kontrahenten vom 208. bis zum letzten, 251. Zug, durch den Hatoyama Ichirō, der mit den weißen Steinen spielte, seinen knappen Sieg über Felix Dueball errang.

URKUNDE DER JAPANISCHEN GO-AKADEMIE (NIHON KI-IN) VOM 29. MÄRZ 1960



Der Text lautet (in der Übersetzung von U. Wattenberg):

Sehr geehrter Herr Felix Dueball!

Selbstverständlich in Deutschland, aber auch in ganz Europa haben Sie die Go-Liebhaber zusammengebracht und das heutige hervorragende Niveau herbeigeführt. Das würdigen wir anlässlich des Feiertages des Deutschen Go-Bundes zu Ihrem 80. Geburtstag und verleihen Ihnen im Rahmen einer besonderen Prozedur des Nihon-Ki-in den Titel eines 5. Dan ehrenhalber und bestätigen Ihnen damit Ihre erfolgreiche Arbeit vieler Jahre.

Sie haben sich mit Ihrem Interesse an Go für dessen Verbreitung besonders in Deutschland eingesetzt. Vom Mai 1930 an haben Sie sich etwa ein Jahr im Nihon-Ki-in zum Go-Studium aufgehalten. Sie haben dabei große Fortschritte gemacht und sind bis zum Shodan aufgeklommen. Von Ihrer Rückkehr in ihr Land an haben Sie bis heute fast 60 Jahre lang – zusammen mit Ihrer ganzen Familie – den Geist des Go-Spiels weitergegeben.

de (des zweiten bis fünften) Ausdruck zu verleihen: 1951 erhielt Felix Dueball das Nidan-, 1954 das Sandan- und 1958 das Yondan-Diplom, dem am 20. März 1960 – zum 80. Geburtstag – der Godan-Rang folgte.

Als Ehrenpräsident des 1952 wiedergegründeten DEUTSCHEN GO-BUNDES konnte er die organisatorische Arbeit jüngeren Kräften überlassen. Zudem fanden an vielen Orten etliche Go-Abende statt, so dass er Gäste nur noch zu besonderen Anlässen zu sich nach Hause einlud. Obwohl er in den späteren Jahren schwere Partien, die er als zu anstrengend empfand, mied, war er doch unermüdlich darum bemüht, das Go-Spiel zu verbreiten und schwächere Spieler durch Lehrpartien zu fördern. Es war ihm eine Freude, die weitere Verbreitung des Go nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa zu erleben: Bis 1965 nahm er (mit Ausnahme des Jahres 1958) an jedem jährlich stattfindenden Europäischen Go-Kongress teil.

1963 erhielt Felix Dueball für sich und seine Frau eine Einladung, anlässlich des ersten internationalen Go-Turniers im Oktober dieses Jahres für einen Monat nach Tokyo zu reisen. Dort gab es ein freudiges Wiedersehen mit vielen alten Freunden. – 1964 zeichnete die Go-Akademie ihn mit der Baron-Ökura-Nadel aus, und im gleichen Jahr übersandte man ihm als Repräsentanten des DEUTSCHEN GO-BUNDES fünf Schriftrollen mit kalligraphisch gestalteten Sinnsprüchen, die jeweils von einem der großen Go-Meister dieser Zeit verfasst worden waren. Dieses Präsent hatten die Frau und die Kinder des 1960 plötzlich verstorbenen Unternehmers und Go-Enthusiasten Yoshio Bannai zur Erinnerung an ihren Mann bzw. Vater für Felix Dueball anfertigen lassen.

Der vielfach Geehrte konnte seinen 90. Geburtstag noch im Kreise der Familie feiern. Einige Monate später ist er nach kurzem Krankenlager am 8. Oktober 1970 verstorben. Auf diesen Tag datierte der *Nihon Ki-in* die Urkunde, durch die er Felix Dueball den sechsten Dan-

Grad, den Rokudan, ehrenhalber zuerkannte; und ebenfalls postum verlieh ihm Seine Majestät, der Kaiser von Japan, zeitgleich die fünfte Klasse des Ordens zum heiligen Schatz.

* * *

Bis 1940 war Felix Dueball unangefochten der stärkste deutsche Go-Spieler. Dann begann allerdings sein ältester Sohn, ihm diesen Rang streitig zu machen. Dr. Fritz Dueball hatte – wie auch seine beiden jüngeren Geschwister – das Go-Spiel von Kindesbeinen an gelernt und konnte bereits 1938 die erste überhaupt ausgetragene Europameisterschaft für sich entscheiden. Seitdem war er für lange Zeit einer der stärksten deutschen Spieler. Auch Jürgen Dueball, der Sohn von Fritz, spielte etwa 4 Dan und stand bei seinem Tode im Jahre 2002 zudem im Schach-Spiel kurz vor dem Rang eines Großmeisters. So fiel die Begabung von Felix Dueball, seine Begeisterung für das Go erfolgreich weitervermitteln zu können, sogar in seiner eigenen Familie auf fruchtbaren Boden. **st**



Die letzte Japanreise im Herbst 1963: Das Ehepaar Dueball vor dem Shogunpalast in Nagoya. Links von Hertha Dueball steht der Profimeister Sakai Yasu, 6 Dan

Einige Zeit nach den ersten Vorbereitungen dieses Beitrags stellte sich heraus, dass Felix Dueball jüngst auch in seiner Heimatstadt wieder Beachtung findet: Eine Gruppe von Go-Spielern hat sich das Ziel gesetzt, neuerlich an diesen bedeutenden Sohn Jastrows zu erinnern und die heutigen Bewohner für sein Leben und Wirken zu interessieren. Deshalb fand am 13. und 14. Mai dieses Jahres als 1. FELIX DUEBALL MEMORIAL ein Turnier statt, über das wir im PANORAMA der nächsten Ausgabe ausführlicher berichten werden.

Die DW-Redaktion

Über das Bierbrauen in Graudenz

Die Geschichte des führenden Unternehmens KUNTERSTEIN

Von der AMTSBRAUEREI zur Brauerei KUNTERSTEIN

Die Tradition des Bierbrauens in Graudenz reicht bis in das Jahr 1291 zurück. In diesem Jahr verlieh Meinhard von Querfurt, der Landmeister von Preußen, Graudenz die Stadtrechte und mit ihnen zugleich auch das Recht, Bier zu brauen und auszuschänken. Die Bürger, die über die notwendigen Kenntnisse verfügten und hier tätig wurden, gründeten im Jahr 1313 eine Brauerzunft und betrieben über die Zeit hin mindestens eine Brauerei, um die Einwohner der Stadt stets mit dem Gerstensaft zu versorgen. Im 16. Jahrhundert bestanden z. B. neben einer Mälzerei zwei Brauereien. Eine dritte befand sich im Graudenz Schloss. Nachdem sie dort während der Schwedenkriege im 17. Jahrhundert zerstört worden war, errichtete man eine neue, die sogenannte AMTSBRAUEREI. Als Standort wurde eine Stelle an dem Flüsschen Trinke gewählt.

Diese Brauerei erwarb im Jahr 1851 der Gutsbesitzer Franz Charles de Beaulieu auf Kunterstein. Er baute sie um und führte die Produktion von untergärigem Lagerbier ein. Dieses Bier muss kalt, bei ca. 8°C, vergoren und über Monate noch kälter – bei ca. 0°C – gelagert werden. Zum Kühlen der Lagerkeller diente in dieser Zeit ausschließlich Natureis, das im Winter aus Gewässern geerntet werden musste, und zwar in solchen Mengen, dass sie erlaubten, das Bier in den Kellern bis zum nächsten Winter zu kühlen. Mit der Zeit erwiesen sich die vorhandenen Eiskeller als zu klein. Franz Charles de Beaulieu ließ deshalb im Jahr 1875 einen neuen, geräumigen Eiskeller entwerfen, der als gemauertes Gewölbe errichtet werden sollte. Bei diesem Bauvorhaben kam es am 15. November jenes Jahres zu einem Unglück, als das Gewölbe einstürzte und neun der dort arbeitenden Maurer unter sich begrub. Fünf von ihnen erlitten dabei so schwere Verletzungen, dass sie daran starben. Dies war mit Sicherheit zwar nicht der einzige Unfall, der sich in der Brauerei ereignete, aber vermutlich doch der schwerste.

In der Folgezeit entwickelte sich die Brauerei trotzdem positiv. Bis zum Tod von Franz Charles de Beaulieu um das Jahr 1890 erreichte die Produktion eine Menge von jährlich 30.000 hl Bier. Nach dem Tod des Besitzers übernahm seine Witwe die Führung der Firma. Der Bierabsatz stieg nun bald von Jahr zu Jahr stetig und in großen Schritten an, was wahrscheinlich dem bayerischen Braumeister Robert Leicht zu verdanken war: Er stammte aus einer Bamberger Bierbrauerfamilie, die im Jahr 1867 in dieser Stadt vier Brauerei-



Bierkrug der Brauerei KUNTERSTEIN

en sowie im benachbarten Bischberg noch eine weitere besaß. Während KUNTERSTEIN im Betriebsjahr 1891/92 etwa 30.000 hl erzeugte, waren es im nächsten Jahr bereits 43.949 hl und im darauffolgenden 49.054 hl. Die Brauerei stieß damit an die Grenzen ihrer Kapazitäten, und um weiter wachsen zu können, wurde neues Kapital benötigt.

Erfolge und Probleme der Aktiengesellschaft KUNTERSTEIN

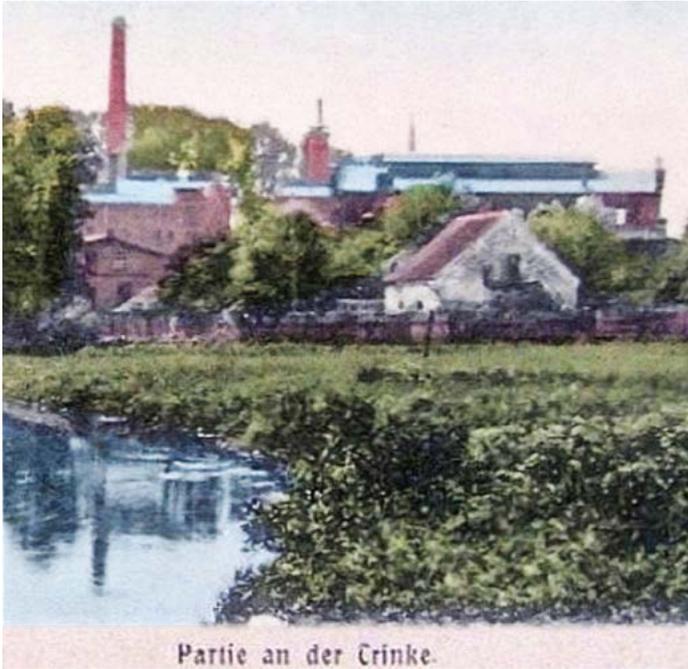
Deshalb gründete die Besitzerin im Betriebsjahr 1895/96 mit einem Kapital von einer Million Mark eine Aktiengesellschaft. An dieser Umwandlung war die Berliner Bankfirma JAQUIER & SECURIUS beteiligt. Einer der Mitbegründer war der Breslauer Kaufmann Julius Schäffer, Mitbesitzer der dortigen Firma N. SCHÄFFER, der ältesten Korkfabrik Schlesiens, der sich zu dieser Zeit bemühte, ein regelrechtes Imperium von Brauereien und Mälzereien aufzubauen. So kam es, dass Julius Schäffer bereits am 6. Januar 1896 einen Vertrag abschloss, durch den

er – bezogen auf den Stand vom 1. Oktober 1895 – die Brauerei KUNTERSTEIN für einen Betrag von 889.874,06 Mark erwarb und dadurch zum Haupteigner wurde. Zum Direktor der neuen Gesellschaft wurde der bisherige Braumeister Robert Leicht ernannt. Das Betriebsergebnis des ersten Jahres war – trotz einer Bierproduktion von nur noch 32.802 hl – beeindruckend, denn die Aktionäre erhielten 9 % Dividende. Zum Vergleich: Die zu diesem Zeitpunkt bereits seit 17 Jahren als Aktiengesellschaft arbeitende Brauerei ENGLISCH BRUNNEN in Elbing (vgl. DW 2/2022) vermochte in diesem Jahr nur 8 % als Kapitalertrag auszuschütten.

Der Absatz der Brauerei KUNTERSTEIN entwickelte sich in der folgenden Zeit weiter positiv; die Bierproduktion konnte bis zum Jahr 1900 auf über 38.000 hl gesteigert werden, obwohl es auch schwierige Jahre und manche Rückschläge gab. Dazu gehörte beispielsweise der sehr warme Winter des Jahres 1898, der sich ne-



Schutzmarke der Brauerei KUNTERSTEIN aus dem Jahr 1906*



QUELLE: EHEM. SAMMLUNG JACEK JAKUBEC

Die Brauerei KUNTERSTEIN. Ausschnitt aus einer Postkarte (vermutlich die einzige überlieferte Abbildung aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg)

gativ auf das Betriebsergebnis auswirkte: Eigentlich waren eisfreie Winter in dieser Gegend sehr selten, aber in diesem Jahr musste sehr teures Eis aus Norwegen importiert werden. Dies führte zu Mehrausgaben in Höhe von 10.000 Mark. Als Konsequenz dieser Problematik beschloss die Geschäftsführung die Anschaffung einer Eismaschine der Firma LINDE, durch die solche jahreszeitlichen Temperaturschwankungen ausgeglichen werden konnten. Überdies wurde auch eine Dynamomaschine angeschafft, die den gesamten Betrieb nun mit elektrischem Strom versorgte.

Zu den weiteren Schwierigkeiten zählte, dass im Jahr 1899 gegen den Braumeister Robert Leicht in sechs Fällen Strafbefehle erlassen wurden, weil er nach Marienwerder Bier in Fässern geliefert habe, die nicht amtlich geeicht gewesen seien; und den schlimmsten Rückschlag erlitt die Brauerei am 26. Januar 1900, als am Nachmittag plötzlich die gesamte Mälzerei in Flammen stand. Als die Feuerwehr eintraf, war dieser Gebäudeteil schon nicht mehr zu retten, und auch das oberste Stockwerk des Sudhauses brannte bereits. Die durch den starken Wind gewaltig angefachte Glut drohte auch den Eiskeller zu erfassen, hier aber gelang es der Feuerwehr, den Brand noch rechtzeitig zu löschen. Für das Unternehmen war es ein großes Glück, dass die Maschinen und Braugeräte im Sudhaus nicht zerstört wurden und die Brauerei einige Tage später wieder in Betrieb gesetzt werden konnte. Die Mälzerei wurde jedoch einschließlich der ganzen Vorräte an Gerste und Malz durch das Feuer vernichtet. Die Versicherung kam zwar für den entstandenen Schaden in Höhe von 47.518 Mark auf; der Kostenaufwand für die Neuanlagen betrug mit 92.252 Mark allerdings fast das Doppelte. Der Betrag von 40.000 Mark musste dann auch noch zusätzlich für ein neues Kesselhaus und für einen Berieselungskondensator der Kühlanlage investiert werden.

In den Annalen der Brauerei ist ebenfalls verzeichnet, dass im Januar 1905 Einbrecher in die Büroräume eindrangen und dort mehrere Hundert Mark entwendeten, und dass es im Herbst desselben Jahres erneut in dem Gebäudekomplex brannte. Diesmal brach das Feuer im Pichhaus aus, in dem das Innere der Bierfässer mit heißem

Pech versiegelt wurde. Dies bot die einzige Möglichkeit, die Fässer zu sterilisieren und dicht zu halten. Der Unfall ereignete sich, nachdem einer der Kessel, in denen das Brauerpech gekocht wurde, platzte und die kochende Masse sich auf den Holzfußboden ergoss. Einen negativen Einfluss auf die Betriebsergebnisse übten seit der Jahrhundertwende schließlich die anderen westpreußischen Großbrauereien aus, die alle scharf miteinander konkurrierten und sich mit ihren Bierpreisen gegenseitig unterboten. Als Folge dieser Entwicklung konnte die Brauerei KUNTERSTEIN im Jahr 1900 trotz der gesteigerten Bierproduktion nur noch 2 % Dividende an die Aktionäre ausschütten. In diesem Rahmen ließen sich die Produktionszahlen und die Erträge aber bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges stabilisieren: Die Biererzeugung pendelte sich durchschnittlich zwischen 30.000 und 35.000 hl jährlich ein, und die Kapitalerträge schwankten lediglich zwischen 2 und 3 %.

Der Erwerb des BÜRGERLICHEN BRAUHAUSES in Schwetz

Im Laufe des Ersten Weltkrieges wurden alle Rohstoffe kontingentiert und die zugewiesene Menge nahm überdies stetig ab. Deshalb entschied sich die Firmenleitung, zur Erhöhung der eigenen Ansprüche eine Brauerei in Schwetz an der Weichsel zu erwerben. Der Besitzer, Lothar Rost, erhielt dafür die Summe von 325.000 Mark, wobei die Vorräte an Rohstoffen freilich nicht mit veräußert wurden.

Es handelte sich um einen alteingesessenen Betrieb, der ebenfalls im 19. Jahrhundert gegründet worden war. Als frühester Besitzer konnte ein Brauer namens Klahn ermittelt werden, der die Firma bis etwa 1888 geführt hatte. Sein Nachfolger C. A. Köhler firmierte bereits unter dem Namen BÜRGERLICHES BRAUHAUS. Um das Jahr 1898 übernahm der Braumeister Lothar Rost die Produktion. Er braute zunächst nur obergäriges Gerstenbier, das überall bekannte Braunbier, entschloss sich im Jahr 1909 aber, seine Produktionsstätte zu einer modernen Lagerbierbrauerei umzubauen. Über den jährlichen Ausstoß dieses Betriebes liegen keine genaueren Daten vor; anhand von erhaltenen Bildern muss es sich aber um ein für die damaligen Verhältnisse mittelständisches Unternehmen gehandelt haben.

Nach der Übernahme durch die Aktiengesellschaft KUNTERSTEIN wurde die Bierproduktion in Schwetz alsbald eingestellt, denn der Graudenzer Brauerei war es bei dem Besitzerwechsel erklärtermaßen einzig darum gegangen, die Rohstoffkontingente des »Bürgerlichen Brauhauses« für die eigene Produktion nutzen zu können.

Vom einen zum anderen Kriegsende

Die kritischen Phasen des Ersten Weltkrieges hatte die Brauerei KUNTERSTEIN ohne große Beeinträchtigungen überstanden, allerdings lag sie gut ein Jahr nach dem Waffenstillstand aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrages auf dem Gebiet des neu gegründeten polnischen Staates und hieß von nun an KUNTERSZTYN. Nun galten andere Regeln und Sätze der Bierbesteuerung, die für die Brauereien keineswegs förderlich waren. Deshalb wurden nun fast ausschließlich schwache Biere mit einem Alkoholgehalt von bis zu 2,5 % gebraut – deren Marktanteil betrug im Jahr 1926 beispielsweise 96,7 % –, oder man bot schwere Luxusbiere wie Porter mit sehr hohen Stammwürzen an. Sogar in dieser schwierigen Gemengelage vermochte die Direktion die Brauerei durch die wirtschaftlich bedrohliche Zeit zu führen, die ihren Tiefpunkt während der



*Die Brauerei in Schwetz auf einer Postkarte
(vor dem Ersten Weltkrieg)*

QUELLE: SAMMLUNG JACEK JAKUBIEC (NEUSTETTIN)



*Schutzmarke der Brauerei in
Schwetzaus dem Jahr 1903**

Weltwirtschaftskrise der Jahre 1929/30 erreichte. Die negativen Auswirkungen auf den Konsum von Genussmitteln lässt sich daran ablesen, dass der durchschnittliche jährliche Bierverbrauch der polnischen Bevölkerung während der zehn Jahre von 1923 bis 1933 von 4,3 l auf den mit 3 l niedrigsten Wert der ganzen Zwischenkriegszeit fiel.

Schließlich brach der Zweite Weltkrieg aus. Die deutschen Truppen nahmen Graudenz am 4. September 1939 ein. Im Mai 1940 wurde die Brauerei KUNTERSTEIN – nun wieder unter ihrer ursprünglichen Namensform – durch die Hauptvereinigung der Deutschen Brauwirtschaft erfasst, und dabei wurden die vorhandenen Produktionskapazitäten errechnet. Laut dieser Kalkulation lagen sie bei rund 68.000 hl Bier pro Jahr. In dieser Zeit wurden hauptsächlich Lagerbiere sowie daneben auch ein alkoholfreies Karamelbier mit sieben Prozent Stammwürze gebraut.

Vom Sozialismus bis zum Ende nach der Wende

Trotz der erheblichen Kriegsschäden, die Graudenz erleiden musste, wurde die Brauerei nicht von Kampfhandlungen betroffen und konnte ihre Produktion – nun neuerlich als polnisches Unternehmen – sofort wieder aufnehmen. Vermutlich aus planwirtschaftlichen Vorgaben heraus verlor sie 1946 ihre Selbstständigkeit und wurde den Braubetrieben in Bromberg eingegliedert. Die neuerliche Berechnung der Produktionsmöglichkeiten beliefen sich zu dieser Zeit auf einen jährlichen Ausstoß von 49.328 hl. Die Firmenzentrale in Bromberg investierte in den Jahren von 1984 bis 1988 erhebliche Gelder in die Brauerei KUNTERSZTYN. Dank diesen Investitionen konnte die jährliche Bierproduktion auf 150.000 hl gesteigert werden.

Nach der politischen Wende wurde die Brauerei zunächst im Jahr 1992 in ein Unternehmen mit einer hundertprozentigen Beteiligung des Staates umgewandelt, nur ein Jahr später gründeten die Mitarbeiter eine Gesellschaft und übernahmen die Brauerei in Eigenregie. Zudem wurde eine neue Wasserquelle erschlossen, so dass in diesem Jahr die Bierproduktion auf 180.000 hl gesteigert werden konnte.

Die erfolgreich arbeitende Brauerei geriet mit Beginn des neuen Jahrtausends in Turbulenzen der internationalen Markt- und Kapitalinteressen. Im Schicksalsjahr 2000 wurde sie vom größten österreichischen Brauereikonzern, der BRAUUNION A.G., übernommen,

und es dauerte nicht lange, bis die in Linz ansässige Unternehmensführung die Bierproduktion in Graudenz beendete: Im August 2001 wurde das Werk stillgelegt, die Marke KUNTERSZTYN wurde zeitweilig nur noch in der (zum gleichen Konzern gehörenden) Warschauer Brauerei gebraut.

Kurz darauf wurde jedoch unter dem Namen BROWARY GRUZIĄDZ (Brauereien Graudenz) eine neue Gesellschaft mit der Rechtsform einer GmbH gegründet, die den Betrieb im September 2002 von seinem österreichischen Besitzer übernehmen konnte. Nun wurden erneut erhebliche Mittel in die Modernisierung investiert, und im Januar 2003 lief die Bierproduktion wieder an. Durch Übernahme einer Mineralwasserfabrik aus Bad Polzin (Połczyn Zdrój) wurde die Produktpalette um alkoholfreie Erfrischungsgetränke und Mineralwasser erweitert. Überdies wurde der Versuch unternommen, die Brauerei in Bromberg zu retten, die der HEINEKEN-Konzern ebenfalls schließen wollte. Diesem Bemühen war leider kein Erfolg beschieden: Die letzte Flasche der Marke KUJAWIAK wurde am 12. Dezember 2006 abgefüllt. Als sich schließlich erhebliche Konflikte mit der Zollverwaltung ergaben, die eine Steuernachzahlung von umgerechnet € 300.000 verlangte, gab auch die Brauerei KUNTERSZTYN auf: Im Jahr 2008 endete die Bierproduktion, und 2009 verkaufte man die Restbestände an Bier. Seitdem ist die Tradition des Bierbrauens in Graudenz nur noch Geschichte.

Weitere Bierproduzenten in Graudenz

Die Brauerei KUNTERSTEIN war zwar die bedeutendste und bekannteste, aber keineswegs die einzige Brauerei der Stadt. Es existierten noch drei weitere Produktionsstätten, die vermutlich alleamt auch schon im späteren 19. Jahrhundert gegründet worden waren. – Die Kleinste von ihnen war die Braunbierbrauerei von C. Aron Böhm, die der Brauer Carl Gericke im Jahr 1905 erwarb. Er braute nur ein schwaches, obergäriges Gerstenbier, das nicht lange haltbar war und direkt nach der Hauptgärung zum Verkauf gelangte. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges stellte er seine Tätig-



QUELLE: SAMMLUNG LECH ALBRECHT (ISTOLP)

Die Brauerei KUNTERSZTYN. Das Foto zeigt die im Brauereihof liegende alte Sudpfanne und stammt deshalb höchstwahrscheinlich aus der Zeit des Umbaus um die Mitte der 1980er Jahre.

keit ein. Eine zweite Braunbierbrauerei gründete Johann Paschek; sein Sohn Franz führte sie nur bis 1939 weiter, denn nach dem Einmarsch der Deutschen gab er das Geschäft auf.

Der Gründer der zweitgrößten Brauerei der Stadt war im Jahr 1864 – 13 Jahre nach der Übernahme der AMTSBRAUEREI durch Franz Charles de Beaulieu auf Kunterstein – Wilhelm Sommer, der seinen Betrieb in der Schützenstraße 5–9 einrichtete. Da sich Ottokar Redmann ab 1874 als Partner an dem Unternehmen beteiligte, lautete der Firmenname nun BRAUEREI WILHELM SOMMER & CO. Produziert wurde sowohl das obergärige Braunbier als auch das untergärige Lagerbier. Eine Besonderheit stellte sicherlich das obergärige »Doppelbier« dar, das in seiner stärksten Ausführung mit 18 % so viel Stammwürze wie ein heutiges Doppelbock hatte.

Die vergleichsweise kleine Brauerei wurde beständig modernisiert und auf dem neuesten Stand der Technik gehalten. Eine Dampfmaschine lieferte die Antriebskraft für die gesamte Fabrik. Zudem wurde im Jahr 1898 – ebenso wie beim Konkurrenzunternehmen KUNTERSTEIN – ein Kühlkompressor der Firma LINDE installiert. Diese kostspielige Maßnahme erforderte zu dieser Zeit erhebliche Investitionsmittel und zeugt deshalb von der fortschrittlichen Haltung der Besitzer, die die Ausgabe nicht scheuten, um auf diese Weise in den Gär- und Lagerkellern eine konstante Temperatur zu gewährleisten und die hohe Qualität des gebrauten Bieres garantieren zu können. Die Erfolge ließen nicht lange auf sich warten: Um



Schutzmarke der Brauerei SOMMER aus dem Jahr 1930

QUELLE: SAMMLUNG ANDREAS URBANEK

die Jahrhundertwende und in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts setzte die Brauerei jährlich etwa 12.000 hl Bier ab. Zu dieser Zeit hieß der Braumeister Richard Eisen.

Im Jahr 1904 ist Wilhelm Sommer aus der offenen Handelsgesellschaft ausgeschieden. Ottokar Redmann wurde zum alleinigen Inhaber der Firma. Zugleich gab es auch einen Braumeister-Wechsel, denn die technische Leitung des Betriebes wurde jetzt Max Schierwagen anvertraut. Seine Stelle bekleidete ab dem Jahr 1914 der Braumeister Pius Duschek, über den einige weitere Informationen zusammengetragen werden konnten: Er war der frühere technische Leiter der Brauereien in Ronsden und Schönberg in der Oberlausitz. 1910 kaufte er eine eigene Produktionsstätte im brandenburgischen Züllichau, pachtete kurz darauf noch eine Brauerei in Weißwasser und ging schließlich nach Graudenz. Da sich die dortige Brauerei aber ab 1920 auf dem Gebiet des polnischen Staates befand, wechselte Pius Duschek in diesem Jahr unverzüglich nach Dresden und wurde ein Jahr später Braumeister bei der Brauerei SCHÖNBECK in Neuruppin. – Die Graudenzener Brauerei SOMMER wurde während des Zweiten Weltkrieges – wahrscheinlich im Jahr 1940 – geschlossen und ist nach 1945 auch nicht nochmals in Betrieb gesetzt worden.

st Andreas Urbanek

* Die eingetragenen Warenzeichen der Brauereien 1875–1944, Teil 4, Bereich Ostdeutschland III. Privatdruck Jess Herbert und Zornig Hans, Hamburg 2001.

IN DEN BLICK GENOMMEN

Ulrike Draesner

Die Verwandelten

München: Penguin Random House, 2023

Wer einen eher flüchtigen Blick auf den neuen Roman von Ulrike Draesner wirft, meint vielleicht, der Titel laute *Die Verwandten* oder auch *Die Verwundeten* – Assoziationen, die zufällig erscheinen mögen und doch sehr treffend sind: Wieder hat die vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin eine Familiengeschichte herausgebracht, zugleich nimmt sie sich – ebenfalls zum wiederholten Male – der Themen Heimat, Krieg und Nachkrieg, Flucht und Vertreibung, Gewalt und der Nachwirkungen solcher Erschütterungen und Erfahrungen an; denn denen, die »verwandelt« dem Grauen entkommen sind, fehlen die Worte, davon zu erzählen – und Ulrike Draesner gibt ihnen ihre Stimmen zurück. Konsequenterweise verfolgt sie dabei ausschließlich weibliche Perspektiven, verknüpft miteinander verwobene Einzelgeschichten, präsentiert Puzzlestücke, überrascht und irritiert, indem zwischen Identitäten, Sprachen und Ländern gewechselt wird.

DAS SPIEGELBILD IN DEN SCHAUFENSTERN ZEIGT MIR EINE FRAU, DIE ÄLTER IST, ALS ICH ES VON MIR GLAUBEN KANN. AUSSEN 70-UND-UND. UND IM KOPF? WACHSE ICH ZURÜCK INS KIND?

MAN HÖRT, DASS DAS DEN ALTEN PASSIERT. DASS DAS GEHIRN SICH UMSORTIERT UND DIE KINDHEITSBILDER AUS DEN TIEFSTEN SCHÜBEN ZIEHT. MAG SEIN. ICH – GEBE ES ZU. AUCH DESWEGEN BIN ICH HIER. ICH BANNE DIE VERGANGENHEIT MIT DER STADT VON HEUTE.

Der Stimmenreichtum des Romans setzt in der Gegenwart ein, mit der alleinerziehenden Anwältin Kinga, die sich nach dem Tod ihrer Mutter herausgefordert sieht durch die Tatsache, dass die seinerzeit in einem nationalsozialistischen Lebensborn-Heim Geborene, die später von einer Münchner Familie adoptiert worden war, sich in ihren letzten Lebensjahren auf die Suche nach ihren schlesischen Wurzeln gemacht und in der alten Heimat Breslau eine Wohnung erworben hatte – die nun als Erbe der Tochter zufällt. Kinga, die den »Nebelkindern« zugehört, jenen, deren Eltern sich nach dem Kriege in Schweigen hüllten, lässt sich ebenso überrascht wie neugierig auf ihre unbekanntere Familiengeschichte ein, um in Verwirrung geratene Lebenslinien zu entzerren und schließlich sich selbst von den Schatten der Vergangenheit zu be-

freien. Doch das letzte Angebot der Mutter birgt Stolperfallen, vor allem die Entdeckung einer »Nebenfamilie« wirft zahlreiche neue Fragen auf. Zugleich erfährt Kinga eine unerwartete Annäherung an die Stadt und an den ihr bis dahin fremden Fluss, die Oder, der ihre Fantasie anspricht und Sehnsüchte weckt.

WAS FÜR EINE GESCHICHTE DAS WIRD? DIE HAUPTFIGUR ENTDECKT: ZUHAUSE IST, WO MAN AUFBRICHT. ZUHAUSE WAR EIN ANFANG. IM LAUFE DES LEBENS GEHT DAS UNTER. ABER VERLIERT SICH NICHT.

Bevor Alissa, Kingas Mutter, von nationalsozialistischen Vorzeige-Adoptiveltern ausgewählt wird, erlebt sie als geduldete Tochter des Dienstmädchens Adele eine – wenngleich brüchige – Familienidylle im Hause des Theaterregisseurs Marolf Valerius. Dieser, beschrieben als »Weichling, Halbkünstler, Pantoffelheld«, ein »Frauenmann«, verstrickt in Frauengeschichten, glänzend nur im Theater, lässt sich ausnutzen und nutzt aus, endet im Volksturm, als die Kriegswalze über Breslau hinwegzieht. Mutter Else Valerius und Tochter Reni flüchten im Winter 1945 vor der heranrückenden Roten Armee, kehren zurück nach endlosen Wochen voller Grausamkeit und Verlorenheit. Wie ein Wunder erscheint es, dass die Familienmitglieder wieder zusammenfinden, doch schon weisen die neuen polnischen Machthaber alle aus, die Deutsche sind. Reni bleibt allein in der völlig zerstörten Stadt zurück – haben die Eltern sie aufgegeben? Oder hat sie sich entschieden zu bleiben? Denn Reni weiß, sie ist keine »Flüchterin«, sondern eine »Odermenschin«, sie kann nur an einem Ort zuhause sein, in Breslau, nun Wrocław. Nachdem die Behörden schon ihren Ausweis eingezogen hatten, gelingt es ihr, neue Papiere zu bekommen, polnische Papiere, die aus Renate Valerius Waleria Koszyk machen: »Denn das ist meine Idee: Wenn ich eine andere werde, werde ich frei.«

JEDER MUSSTE LÜGEN. LÜGEN ERHIELTEN EINEM DAS LEBEN.

Der Identitätswechsel bestimmt fortan ihr offizielles Leben, Einsamkeit und Trauer um die verlorenen Eltern muss sie mit sich allein ausmachen, Verständnis kann sie im polnischen Umfeld nicht erwarten, im Gegenteil sind Vorsicht und Verschwiegenheit lebensnotwendige Begleiter ihrer freiwillig-unfreiwilligen Verwandlung. – Diese dramatische Biografie erforscht Kinga Jahrzehnte später mit Unterstützung der Polin Doro und schließlich auch deren spröder Mutter Walla selbst, zugleich kommt die Deutsche dabei ihren eigenen schlesischen Wurzeln näher – und Stück für Stück der eigenen, lange so fremden Mutter.

Auch Ulrike Draesner hat familiäre Wurzeln in Schlesien, zu der Figur der Walla und dem entsprechenden Erzählstrang reg-



Ulrike Draesner

Die Verwandelten

Roman

München: Penguin Random House,
2023; 608 S., Hardcover, € 26,-
ISBN: 978-3-328-60172-2

te sie jedoch die polnische Verlegerin Halina Simon an. Wie die Romanprotagonistin wandelte sich Simons Mutter im Breslau der Nachkriegszeit von der Deutschen zur Polin, lebte in der Illegalität, immer in der Angst, ihre wahre Identität könnte aufgedeckt werden. So bestimmend, so nachhaltig war diese Angst, dass Tochter Halina erst als erwachsene Frau erfuhr, dass ihre Mutter ursprünglich eine Deutsche gewesen ist. Im Verborgenen aber wirkte das Verschwiegene, das Dunkle, und bestimmte nicht nur das Verhältnis von Mutter und Tochter. In der Schriftstellerin Ulrike Draesner eine sensible ZuhörerIn gefunden zu haben, die den Schmerzen der Frauen nachspürt und die Traumata der Töchter kennt, ermutigte Halina Simon, ihr die Geschichte der Mutter anzuvertrauen. »Das, was die Generation der Kinder der Kriegskinder erlebt, das ähnelt einander, egal, ob man eine Polin ist oder eine Deutsche«, konstatierte Simon, während Draesner den von Nationalitäten unabhängigen Graubereich zwischen Sprache und Schweigen aufzuhellen versucht, um den »Verwandelten« endlich eine Stimme zu verleihen.

Draesners Roman fordert seine Leser und Leserinnen heraus – in seiner komplexen Konstruktion, mit wechselnden Perspektiven, in seinen sprachlichen Besonderheiten: mit Sprüngen zwischen schlesischen Ausdrücken, polnischen Brocken, deutscher Umgangssprache, fragmentarischen Erzählelementen, eingestreuten lyrischen Akzenten, und nicht zuletzt auch in der inhaltlichen Eindringlichkeit. So intensiv und empathisch die Autorin den Biografien ihrer Protagonistinnen folgt, so wenig gelingt es ihr allerdings (mit einer metaphorischen Anleihe bei Tilman Röhrig), das »Kleid«, das sie ihnen überstreift – die Autorin selbst spricht von Schutzhüllen und von Folien –, zu variieren: Alle Frauenfiguren, unabhängig von ihrer Herkunft, ihrem Alter und ihren Lebenserfahrungen, zeichnet Draesner in vergleichbarer Weise als stark und unabhängig, an ihrer Rolle als Tochter ebenso zweifelnd wie wachsend, widerständig einer durch männliche Gewalt geprägten Welt gegenüber.

Mehr noch als in allen früheren Werken spiegelt sich in den »Verwandelten« die Person Ulrike Draesner wider, mit ihren Ideen, Gedanken, Fragen, Sorgen. Nicht zufällig ist Kinga – ebenso wie Draesner selbst – eine alleinerziehende Mutter einer dunkelhäutigen Tochter. Und vielleicht deutet der polnische Vorname der suchenden Protagonistin des Romans auf eine noch engere Bindung zu Schlesien und Polen, als die Autorin sie bislang ausleben konnte. Verwandlungen, Irrungen, Verletzungen, die Frauen im 20. Jahrhundert erleben und durchstehen mussten, besonders jene, die Folgen von Ideologie und Krieg waren, bezieht Draesner ein, sucht sie zu erläutern und zu verstehen, um sich selbst verstehen zu können. Das wird sprachgewaltig und kunstvoll umgesetzt, doch hätte dem Werk an mancher Stelle eine Straffung gutgetan – und sicherlich auch der eine oder andere Blick aus einer nicht ausschließlich feministischen Perspektive.

VERGESSEN WIR IMMER, DIE UNS NAHESTEHENDEN MENSCHEN, SOLANGE SIE DA SIND, NACH DEM WICHTIGSTEN ZU FRAGEN? — WEIL WIR UNS VOR EINER EHRlichen ANTWORT FÜRCHTEN? — UNS FÜRCHTEN, IN DIESER ANTWORT NICHT VORZUKOMMEN? — ODER WEIL SICH DAS WICHTIGSTE STÄNDIG VERÄNDERT?

st *Annegret Schröder*

Andrzej Stasiuk Grenzfahrt

Berlin: Suhrkamp, 2023

**DER KRIEG IST
JEMANDEN, DER**

Seit dem Jahre 2000 veröffentlicht der Suhrkamp-Verlag regelmäßig Werke des 1960 geborenen polnischen Schriftstellers Andrzej Stasiuk: Neben Reiseberichten sowie scharfsichtigen Prosatexten zu Politik und Gesellschaft erschienen dort auch seine zahlreichen Romane und Erzählungen. Allesamt erfuhren sie stets eine breite mediale Aufmerksamkeit, und immer wieder wurde die Leistung von Renate Schmidgall, die die meisten seiner Bücher übersetzt hat, hervorgehoben. Ihr ist es zu verdanken, dass nun der jüngste Roman – *Grenzfahrt* – auch für die deutsche Leserschaft zu einem eindrucklichen Lektüererlebnis werden kann.

Das Romangeschehen ist auf wenige Tage im Juni des Jahres 1941 fokussiert und ereignet sich in einer kleinen dörflichen Ansiedlung am Grenzfluss Bug im Nordosten Polens: noch liegen die deutschen und sowjetischen Besatzer einander gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 gegenüber, die mörderische »Operation Barbarossa« ist aber längst beschlossen und der Überfall durch die deutsche Wehrmacht steht unmittelbar bevor.

Jahrzehnte später bereist ein namenloser Ich-Erzähler dieses Gebiet, und er wird seine eingehenden Betrachtungen der Gegend, in der sein Vater aufwuchs und er selbst als Kind gespielt hatte, sporadisch in den Handlungsverlauf einblenden. Heute entdeckt er die von blühenden Holundersträuchern bedeckten Bunker wieder, die allmählich schief im sandigen Boden versinken und trotzdem noch präsent sind, und wohin er auch geht, sieht er ein von Erinnerungen an Brandstätten gezeichnetes Land, denn »überall waren die Schweden, Tataren, Russen, Deutschen, ›Andersgläubige‹ und Kommunisten«. Magisch angezogen sucht er immer wieder über verborgene Schotterwege, durch sumpfige Wiesen und Weidengebüsch den Weg zum Ufer des idyllisch mäandrierenden schilfbewachsenen Bugs, den er sich einst in der Welt der kindlichen Fantasie »bei Sonnenuntergang wie eine Feuerschlange um den Schlossberg« winden sah.

Einerseits von der Stille und den Naturschönheiten der Flussebene berührt, fühlt er sich andererseits getrieben von dem Verlangen, endlich jenen verhängnisvollen Ort auszumachen, von dem aus die Deutschen am 22. Juni 1941 über eine Pontonbrücke in die Sowjetunion einmarschiert waren. Vergeblich hatte er als Kind Antworten auf seine ahnungsvollen Fragen nach den Ereignissen am Fluss erwartet, und auch die späteren Gespräche mit dem Vater blieben zunächst durch beharrliches Verschweigen, dann durch die zunehmende Demenz unergiebig: »Er schritt über das dünne Eis seiner Erinnerung, und ich fürchtete, das Eis könnte brechen und er in Finsternis versinken.«

Als sich der Vater auf den gemeinsamen Fahrten auch zunehmend einer vorsichtigen Spurensuche verschließt, er vielmehr erstarrt dasitzt »wie eine Eidechse«, und nichts das Vergangene in ihm wachzurufen vermag, reift im Ich-Erzähler der Entschluss, sich auf das zu besinnen, was immer schon seine Sache war: das Erfinden. Und so malt er sich aus, wie es damals gewesen sein

NIE ZU ENDE FÜR IHN GESEHEN HAT.

könnte, als sein Vater ein Kind war und an einem friedlichen Sommermorgen plötzlich ein donnerndes Geräusch die Erde erbeben ließ, in Staubwolken gehüllte Fahrzeugkolonnen auftauchten und sein Bruder beiläufig sagte: »Sie gehen auf den Iwan los!«

Dass eine nicht erzählte Lebensgeschichte eine quälende Leerstelle hinterlassen kann, hat der Sohn erfahren. Er aber hat sich ihrer bemächtigt und lässt – seiner reichen Vorstellungs- und Beobachtungsgabe folgend – in dem primären Handlungsstrang des Romans jene dem Vergessen anheimgefallenen Junitage am Grenzfluss Bug auf atemberaubende Weise wieder aufleben.

Die einfache Landbevölkerung hat sich längst mit den einquartierten deutschen Soldaten arrangiert, und die großen Fragen der weltpolitischen Lage dringen kaum in diesen abgelegenen Landstrich vor, das Alltägliche, Menschende rücken in den Vordergrund. Folglich richtet der Autor seinen seismographischen Blick auf die sehr unterschiedlichen Charaktere, und deren Schicksale werden in höchster Dichte und Intensität durchgestaltet und verwoben. Die Atmosphäre dieser Tage ist spürbar aufgeladen, bisweilen lähmend, als wolle die Zeit stillstehen.

Gleich zu Beginn des Romans wird der Leser unmittelbar in die geheimnisvolle nächtliche Stimmung am Ufer des Bug hineingezogen, und er kann minutiös den Fährmann Lubko beobachten, der jedermann, der zahlt, unentdeckt über den Fluss bringt. Er sieht ihn lautlos in seinem Kahn dahingleiten, mit vorsichtigem Ruderschlag die tückischen Strömungen überwinden, sodann im schützenden Schilf und Weidengestrüpp verschwinden, während

ETWAS GRÖßERES ALS DER KRIEG WAR IHNEN IM LEBEN NICHT WIDERFAHREN.

flussaufwärts grüne Leuchtraketen den Himmel erhellen. Er ist stolz, niemals erwischt worden zu sein, und weiß zugleich von den unzähligen Toten, die aufgedunsen im Fluss treiben. Wenn er sein Boot in der Morgendämmerung verlassen hat, wird er auf die Besatzer treffen, er wird ihnen von den Fischen aus dem Netz geben und dafür seine Ration an Zigaretten, zuweilen auch Zucker oder die begehrte duftende Seife der Deutschen erhalten – ein alltägliches Geschäft in Kriegszeiten, nicht anders als die heimlichen Liebesdienste der Bäuerin.

Wie viele andere Flüchtende harren auch zwei junge Menschen, jüdische Halbgeschwister aus wohlhabendem Hause, nächstens am Ufer des rettenden Gewässers aus, angsterfüllt, aber voller Hoffnung warten sie auf eine Nachricht des Fährmanns, denn nur mit seiner Hilfe dürfen sie weiter davon träumen, jemals Birobidshan, das autonome jüdische Gebiet im fernen Osten Russlands, zu erreichen.

Man roch den Fluss. Ganz in der Nähe wälzte er sich durchs Dunkel. Voller Schlamm und Fische. Während des Tages hatte er sich erhitzt und gab jetzt Wärme ab. Floss durch das dunkle Land. An den Ufern standen fremde Armeen und lauschten. [...] Von der anderen Seite wehte ein warmer Wind. Fischgeruch



Andrzej Stasiuk Grenzfahrt

Roman – Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall

Berlin: Suhrkamp, 2023; 355 S.
Hardcover mit Schutzumschlag

€ 25,-

ISBN 978-3-518-43126-9

mischte sich mit dem Duft von gemähtem Heu. Die Stimme des Ziegenmelkers schwieg für eine Weile, um dann wieder ihr totes, hölzernes Rattern ertönen zu lassen. Nur das war zu hören.

Der Ruf des Todesvogel, der die Seelen der Toten begleitet, wenn nicht gar entführt, erschreckt das Mädchen; mehrmals noch wird er die Stille der Nacht zerreißen und nicht nur für das Geschwisterpaar von Unheil künden. Die Fürsorge und Innigkeit, die die beiden verbindet, ihre feingeistigen Gespräche – vor allem aber das heimlich aufkeimende erotische Spüren und sinnliche Erfahren – finden Ausdruck in einer bemerkenswert einfühlsamen, beinahe zärtlichen Sprache. Auf der ständigen Suche nach einem sicheren Versteck müssen die beiden zu ihrem großen Entsetzen unwillentlich Zeugen davon werden, wie eine im Dorf marodierende Partisanengruppe versucht, tölpelhaft und bestialisch ein Schwein zu schlachten. Der Autor erspart es dem Leser nicht, dieses zutiefst verstörende, hemmungslose Treiben ausführlich und in überbordender Drastik zu schildern. Und eine weitere

Bluttat, die gnadenlose Hinrichtung eines vermeintlichen Spions, der danach entblößt und aufgespießt zur Schau gestellt wird, führt die außer Kontrolle geratene Gewalt erschreckend vor Augen.

Auf verhängnisvolle Weise wird das Beziehungsgeflecht der Schicksalsgemeinschaft am Bug immer dichter und verworrener. Wut, Verzweiflung und Todesängste greifen um sich. Nachts stehen die Männer an den Fenstern, sie sehen, wie sich in der Kolonne von grauen Panzern der Mond spiegelte und schnüffeln »der Eisenschlange hinterher, die einen Gestank aus Abgasen und Schmiere hinterließ, gemischt mit sandigem Staub, der noch lange über dem Dorf hängen« sollte. Und bald sieht man auf einer Erhebung am Waldesrand zwei Jungen stehen, die vor Angst und Erregung zittern, die spüren, »wie ein Schauer durch die Erde lief und das Donnern nahender Flugzeuge über den Himmel rollte«. Sie wollen sehen und hören, wie der Krieg beginnt – der Vater des Ich-Erzählers und sein Bruder, wie der Leser vermuten möchte.

Die Härte des Krieges sowie die Abgründe menschlichen Handelns schonungslos – wengleich ohne moralische Wertung – bildgewaltig zu schildern und zugleich Momente inniger Selbstvergesenheit und die vielfältige Wahrnehmung der unergründlichen Natur mit all unseren Sinnen in Worte zu fassen: Dieser faszinierenden Kraft, die die von Andrzej Stasiuk sprachkünstlerisch entworfene spannungsvolle historische Konstellation des Jahres 1941 ausübt, dürfte sich kaum ein Leser zu entziehen vermögen.

st Ursula Enke

»RÜCKKEHR« – NICHT: »RÜCKGABE«

Zur Diskussion um den Danziger Paramentenschatz

Von Tilman Asmus Fischer

Am 8. Dezember 2022 hatten die Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK), das Erzbistum Danzig und die Gemeinde der Danziger Marienkirche in Hannover einen *Letter of Intent* unterzeichnet, dessen Inhalt nach Bekanntwerden durch eine offizielle Pressemitteilung zu anhaltenden kontroversen Diskussionen geführt hat: Die im Besitz der UEK befindlichen Stücke des Danziger Paramentenschatzes sollen durch Schenkung in den Besitz der Marienkirche übergehen. Parallel zur – teils mit verbitterten Stellungnahmen geführten – öffentlichen Debatte kam es inzwischen zu konstruktiven Gesprächen zwischen der UEK bzw. EKD und Vertretern aus dem Bereich der Vertriebenenpolitik. – Der in diesem Zusammenhang gewonnene Kenntnisstand, der die Gesamtlage in einem deutlich veränderten, klareren Licht erscheinen lässt, soll hier dokumentiert und zudem auf die hiermit verbundenen kulturpolitischen Perspektiven hin befragt werden.



Kasel aus weißer Seide mit gesticktem Kreuz und Stab. Seide aus Italien (um 1400) und Spanien (spätes 14. Jahrhundert). Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, Kg 1331. Aus: Birgitt Borkopp-Restle: *Der Schatz der Marienkirche zu Danzig. Liturgische Gewänder und textile Objekte aus dem späten Mittelalter*, Affalterbach: Didymos, 2019, S. 232.

Nachdem es am 28. April 2023 in Hannover zu einem Gespräch zwischen dem Präsidenten des BdV, Dr. Dr. h.c. Bernd Fabritius, und dem Präsidenten des EKD-Kirchenamtes, Dr. Hans Ulrich Anke, über grundsätzliche Fragen der Beziehung zwischen beiden Institutionen gekommen und dabei auch die Problematik des Paramentenschatzes angesprochen worden war, wandte sich am 16. Mai Bischöfin Petra Bosse-Huber in einem Brief an den BdV – und bezog die Westpreußische Gesellschaft wie den Bund der Danziger in die Korrespondenz mit ein. In ihrem Schreiben erläutert die Vizepräsidentin des Kirchenamtes und Leiterin des Amtsbereichs der UEK das Vorhaben zum Danziger Paramentenschatz. Diese bisher umfassendste offizielle kirchliche Stellungnahme sei hier mit Erlaubnis der Verfasserin dokumentiert.



Bischöfin Petra Bosse-Huber

Die Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK) ist als Rechtsnachfolgerin der früheren Evangelischen Kirche der Union (EKU) bzw. der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union (ApU) Eigentümerin der (vorwiegend liturgischen) Gegenstände, die aus den am Ende des Zweiten Weltkriegs untergegangenen deutschen Evangelischen Kirchengemeinden im heutigen Polen von Mitgliedern dieser Gemeinden auf

ihrer Flucht nach Westen mitgenommen und auf diese Weise häufig vor Verlust und Zerstörung gerettet worden sind. Diese Gegenstände sind von der EKD erfasst und in regulären Verfahren entweder an Evangelische Kirchengemeinden in Deutschland zu kirchlichem Gebrauch ausgeliehen worden oder werden als Dauerleihgaben der EKD/UEK in Museen in Deutschland aufbewahrt und ausgestellt. Ersuchen des polnischen Staates zur »Rückführung« solcher Gegenstände nach Polen wurden seit Jahrzehnten (und werden grundsätzlich weiterhin) von der EKD/UEK abschlägig beschieden; dies wird zum einen mit den Eigentumsrechten begründet, die durch ein Urteil des Berliner Kammergerichts aus dem Jahr 1970 der EKD zugesprochen wurden, zum anderen mit dem Hinweis auf ausstehende zwischenstaatliche Gesamtregelungen zur Rückführung von Kulturgütern.

Allerdings wurden bereits in früheren Jahren in Einzelfällen Gegenstände – so ein Abendmahlskelch aus Jauer und einige historische Kirchenbücher aus Schweidnitz – an die betreffenden Kirchen, die heute zur Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen gehören, übergeben; dies war jeweils mit persönlichen Begegnungen der Beteiligten und mit gemeinsamen Gottesdiensten verbunden.

Auf Initiative des damaligen Bischofs der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Dr. Dr. h. c. Markus Dröge, und auf Beschluss des Präsidiums der UEK nahm die UEK im Jahr 2018 über das Erzbistum Danzig Kontakt zur Marienkirche Danzig auf, um wegen einer möglichen Rückkehr des von dort stammenden Dreifaltigkeitsaltars zu sondieren; dessen Retabel und Predella waren seit Jahrzehnten von der EKU/UEK an die Gemäldegalerie Berlin und an die St. Johannes-Kirchengemeinde Berlin Moabit ausgeliehen. Auf der Grundlage eines zwischen der UEK und der Marienkirche Danzig abgeschlossenen Schenkungsvertrages (und damit unter Anerkennung der vormaligen Eigentümerstellung der UEK) kehrte der Altar im März 2020 in seine Heimatkirche zurück. Aus Anlass einer Ökumenischen Vesper, die zum Trinitatisfest 2022 vom Erzbistum und der Marienkirche Danzig und von der UEK vor diesem Altar gemeinsam gefeiert wurde, wurde die Erarbeitung eines Letter of Intent zum »Danziger Paramentenschatz« in Aussicht genommen. In ihm sollte – analog zum beim Dreifaltigkeitsaltar gewählten Verfahren – vereinbart werden: (1) die förmliche Schenkung der aus der Marienkirche Danzig stammenden, von Mitgliedern der dortigen Evangelischen Kirchengemeinde gegen Kriegsende bei der Flucht in den Westen geretteten und seit Jahrzehnten in Museen in Lübeck und Nürnberg aufbewahrten Stücke des »Danziger Paramentenschatzes« von der UEK an die Marienkirche Danzig; (2) ihre Rückkehr zur Marienkirche Danzig zu einem Zeitpunkt, zu dem sie dort museologisch adäquat aufbewahrt und ausgestellt werden können. Ein solcher Letter of Intent wurde am 8. Dezember 2022 in Hannover vom UEK-Vorsitzenden, Kirchenpräsident Dr. Dr. h. c. Volker Jung, vom Danziger Erzbischof Dr. Tadeusz Wojda und vom Pfarrer der Marienkirche Danzig, Prälat Ireneusz Bradtke, unterzeichnet. Die Absichtserklärung sieht außer der Eigentumsübertragung durch Schenkung und der Rückkehr der Paramente nach Danzig vor, dass, wie es schon gegenwärtig der Fall ist, auch künftig in Lübeck und Nürnberg einzelne Paramente – dann als Leihgaben der Marienkirche Danzig – ausgestellt sein werden und dass ein gemeinsamer Fachbeirat die Umsetzung des Vorhabens begleitet.

Die auch künftige, dauerhafte Präsenz von Danziger Paramenten in Lübeck und Nürnberg soll gewährleisten, dass die dankbare Erinnerung an die Rettung des Danziger Paramentenschatzes vor Kriegsverlust und -zerstörung durch die aus Danzig geflüchteten und vertriebenen Evangelischen weiterhin in Deutschland lebendig bleibt und gepflegt wird. Diese Erinnerung gehört aber – und das erscheint uns genauso wichtig – zu der Narration, die mit der Rückkehr der Paramente an ihren Ursprungsort, die Marienkirche Danzig, auch dort erzählt werden soll und erzählt werden wird: die Narration von einer gemeinsamen deutschen und polnischen, evangelischen und katholischen Geschichte an der Marienkirche Danzig, die zur Entwicklung einer gemeinsamen europäischen und ökumenischen Zukunftsperspektive herausfordert. Für diese heute mehr als in früheren Jahrzehnten

mögliche Sicht, dass auf der Grundlage geschichtlicher Verbundenheit gemeinsame Verantwortung erwächst, muss, das ist der UEK sehr bewusst, auf beiden Seiten von Oder und Neisse geworben werden. Ich werde mich bei meinem Besuch in Danzig Anfang Juni, der wieder mit einem ökumenischen Gottesdienst verbunden sein wird, bei meinen dortigen Gesprächspartnern persönlich dafür einsetzen. Bitte betrachten Sie auch dieses Schreiben als Ausdruck meines Wunsches – und des Anliegens der UEK –, auch bei denen, für die die deutsch-polnische und die evangelisch-katholische Beziehung durch schmerzliche persönliche und familiäre Erinnerungen belastet ist, um Zustimmung zu dem Vorhaben, das ich Ihnen geschildert habe, zu werben.

Einige Tage später, am 25. Mai, nahm die UEK zudem in einer öffentlichen Erklärung zu Vorwürfen Stellung, die das Kirchenamt seit Publik-Werden des Letter of intent erreichten.¹ Dieses Dokument ist auch deshalb bedeutsam, weil es – zugespitzter als der Brief von Bischöfin Bosse-Huber – Befürchtungen zu zerstreuen vermag, welche die Pressemitteilung im Dezember des Vorjahres hatte wecken können.²

So wird zum einen der politische Kontext des Vorhabens erhellt und betont, dass die »Initiative zu dem Projekt [...] nicht von polnischer Seite, sondern allein von der UEK« ausgegangen sei und bei ihrer Umsetzung – wie bereits im Falle des Dreifaltigkeitsaltars – »für die UEK nur die Kirche, namentlich die Marienkirche und das Erzbistum Danzig, als Gegenüber auf polnischer Seite in Betracht« komme. Dabei zieht sich die UEK nicht darauf zurück, dass es sich bei diesen Vorgängen um eine rein »kirchliche« Angelegenheit ohne politische Implikationen handelt, sondern zeigt sich gerade dafür sensibel: So sei »vor der Rückkehr des Dreifaltigkeitsaltars in die Marienkirche Danzig die Zustimmung zuständiger Stellen der deutschen Bundesregierung eingeholt worden« und es hätten »an den aus diesem Anlass stattfindenden Feierlichkeiten auch Vertreterinnen und Vertreter der deutschen und der polnischen Politik teilgenommen. Zudem wurde im Letter of Intent zum Danziger Paramentenschatz festgelegt, dass zu den Aufgaben des gemeinsamen Fachbeirats auch die Klärung politischer Fragen gehört, die sich bei diesem Vorhaben stellen.« Dabei wäre es – so ließe sich anschließen – wünschenswert, dass die Klärung politischer Fragen über den Kreis eines Beirates hinaus auch in die deutschen und polnischen Öffentlichkeiten hineinwirken möge; denn zwischen beiden Staaten und Zivilgesellschaften sind bei allen Fortschritten der letzten Jahrzehnte weiterhin gewichtige Fragen offen. Sie betreffen sowohl die in beiden Ländern betriebenen Erinnerungspolitiken als auch die von Bosse-Huber benannten »ausstehende[n] zwischenstaatliche[n] Gesamtregelungen zur Rückführung von Kulturgütern«. Vielleicht – so eine leise Hoffnung – können die Bemühungen um die Zukunft des Paramentenschatzes den Ausgangspunkt für eine grundsätzliche Diskussion um Perspektiven des deutsch-polnischen Umgangs mit dem gemeinsamen Kulturerbe sein. Dabei – und das muss deutlich gesagt werden – besteht Klärungsbedarf hinsichtlich der (bewusst in den Plural gesetzten) Erinnerungspolitiken – nicht

1 Erklärung zur beabsichtigten Rückkehr des Danziger Paramentenschatzes zur Marienkirche Danzig: <https://www.uek-online.de/3-5-artikel-content-1054-erklarung-danziger-paramentenschatz-1054.php>

2 »Danziger Paramentenschatz« kehrt zurück, EKD, 9. Dezember 2022: <https://www.ekd.de/ruckkehr-danziger-paramentenschatz-76569.htm>

nur zwischen Deutschland und Polen, sondern auch innerhalb Deutschlands. Denn mit den Regelungen zum Verbleib »nur« einiger Stücke der Paramente in der Bundesrepublik stellt sich – ganz unabhängig von Fragen der Besitzstandswahrung – die Frage, welche Bedeutung und Aufmerksamkeit dem ostdeutschen Kulturerbe im bundesrepublikanischen »Kulturbetrieb« zukommt. Die UEK mit ihrer jetzigen Entscheidung für hier ganz offensichtlich

bestehende gesamtgesellschaftliche Defizite in Geiselhaft nehmen zu wollen, geht am Ziel vorbei. Wenn wir jedoch anlässlich der Paramente darüber ins Gespräch kommen können, welchen Platz ostdeutsches Kulturgut in deutschen Museen und Kulturinstitutionen hat und haben soll, wäre das nur zu begrüßen.

Zum anderen wendet sich die EKU gegen Spekulationen, »als seien die Paramente unrechtmäßig nach Lübeck bzw. Nürnberg und ins Eigentum der UEK, der Rechtsnachfolgerin der untergegangenen evangelischen Marienkirchengemeinde Danzig, gelangt oder als würden sie auf eine Forderung hin zurückerstattet«. Dementsprechend sei »nicht von einer Rückgabe, Rückführung oder Restitution die Rede, sondern von ihrer Rückkehr oder auch Heimkehr zur Marienkirche Danzig«. Die UEK stelle »den Gedanken in den Mittelpunkt, dass die Paramente als historische Objekte und als kulturelles Erbe untrennbar mit der Marienkirche Danzig verbunden sind und dorthin zurückkommen«. Dass dies seitens der UEK so deutlich benannt wird, ist in doppelter Hinsicht zu begrüßen. Erstens steuert eine solche Klarstellung der Gefahr, das Vorhaben in den derzeit in Deutschland populären postkolonialen Restitutionsdiskurs einzulesen – und damit die Geschichte der vertriebenen Danziger Evangelischen in einer Weise zu beschädigen, die nicht nur erinnerungspolitisch fatal, sondern vor allem auch unter pastoralen Gesichtspunkten unverantwortlich wäre. Zweitens tragen die klaren Worte der UEK dazu bei, das Vorhaben auch davor abzusichern, wiederum in Polen von politischen Akteuren (jenseits der unmittelbaren Kooperationspartner) in die dort geführten Restitutionsdiskurse eingeleitet zu werden, deren Forderungen fortwährend an Deutschland adressiert werden. Das Problembewusstsein hierfür scheint bei der UEK in jedem Fall vorhanden zu sein. So schließt die Erklärung mit den Worten: »Den Partnern ist bewusst, dass eine solche neue Erzählung und die sie begleitenden Zeichen der Versöhnung sowohl in Deutschland als auch in Polen ernststen Vorbehalten begegnen, die aus den geschichtlichen Belastungen zwischen beiden Ländern und Konfessionen herrühren. Sie fühlen sich verpflichtet, diesen Vorbehalten verständnisvoll zu begegnen und gleichwohl für die gemeinsam gewonnene Einsicht zu werben.« Eine aktive Einbeziehung der vertriebenen Danziger (und dabei im Sinne der Ökumene nicht nur der Protestanten) bzw. ihrer Nachfahren und deren Organisationen und Institutionen – wie der Westpreußischen Gesellschaft oder der Kulturstiftung Westpreußen – kann zum Gewinnen von Verständnis gewiss nur beitragen. In jedem Fall ist dem gesamten Fachbeirat, der sich am 2. und 3. Juni in Danzig konstituiert hat, zu wünschen, dass es ihm gelingt, an der von den Initiatoren angestrebte »Narration« festzuhalten, sie zu stärken und gegen politische Angriffe wie Instrumentalisierungsversuche zu verteidigen, die es gewiss diesseits wie jenseits der Oder geben wird. **st**



Predigt von Bischöfin Bosse-Huber vor dem Dreifaltigkeitsaltar in der Marienkirche (vorne links: Erzbischof Wojda)



Der Fachbeirat nimmt seine Arbeit auf

Wie bereits erwähnt, fand am 2. und 3. Juni in Danzig eine Begegnung der Kooperationspartner statt. Bei diesem Treffen beriefen der Danziger Erzbischof Tadeusz Wojda und Bischöfin Bosse-Huber förmlich die Mitglieder des gemeinsamen Fachbeirats. Auf deutscher Seite gehören dazu: Dr. Dagmar Täube (Lübeck), Prof. Dr. Gerhard Weilandt (Greifswald), OKR Dr. Christoph Thiele (Hannover), OKR Dr. Henning Pahl (Berlin), Pfarrer i. R. Dr. Martin Evang (Hannover/Heiligengrabe) sowie – als ständiger Gast – Pfarrer i. R. Dr. Justus Werdin (Frankfurt/Oder). Von polnischer Seite wurden berufen: Hanna Bigos (Danzig), Prälat Ireneusz Bradtke (Danzig), Kanonikus Pfr. Rafał Dettlaff (Danzig), Kanonikus Pfr. Adam Kołkiewicz (Danzig), Dr. Natalia Krupa (Krakau) und Prof. Dr. Tomasz Torbus (Danzig). Der Fachbeirat konstituierte sich in einer ersten Arbeitssitzung. In der Marienkirche wurde eine ökumenische Vesper gefeiert, die Erzbischof Wojda leitete und bei der Bischöfin Bosse-Huber predigte. Im Anschluss wurde, ebenfalls in der Marienkirche, eine Fotoausstellung zu den Danziger Paramenten eröffnet.

JÓZEF PIŁSUDSKI – EINE BIOGRAPHIE

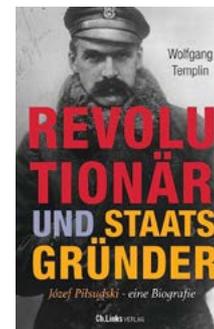
Unseren Nachbarn Polen kann man nur verstehen, wenn man die ganze Geschichte des Landes kennt. Die Westpreußen der Erlebnis-, aber auch der Bekenntnisgenerationen wissen: Den meisten Deutschen ist genau diese reiche Geschichte kaum bekannt. Mitunter herrscht sogar eine bedenkliche Ahnungslosigkeit. Dementsprechend dünn war bisher das literarische Angebot. Dass dies jetzt anders ist, liegt an Wolfgang Templin, Bürgerrechtler und schon zu DDR-Zeiten mit engsten Kontakten nach Polen, später dann für einige Jahre Büroleiter der Heinrich-Böll-Stiftung in Warschau. Nach seinem Buch *Kampf um Polen*, zur Geschichte der Zweiten Republik von 1919 bis 1939, ist aus seiner Feder nun mit *Revolutionär und Staatsgründer* die erste deutschsprachige Biographie des Marschalls Józef Piłsudski, der zentralen Persönlichkeit des nach dem Ersten Weltkrieg wiederentstandenen Polens, erschienen.

Wer Polen verstehen will, muss sich mit Piłsudski beschäftigen. Aus kleinadligem, nicht sehr reichem Hause, in Wilna und Umgebung aufgewachsen, erfuhr er den multieth-

nischen Reichtum seiner Heimat. Eine wichtige Prägung, die ihn zeitlebens von den radikalen Nationalisten unterschied. Er entwickelte sich zum sozialistischen Revolutionär, agierte aber vor allem als polnischer Patriot: als Sieger gegen die Rote Armee beim »Wunder an der Weichsel« 1920 und später als autoritärer Machthaber des Landes; dabei in ständiger Auseinandersetzung mit der nationalistischen Rechten. Zu Deutschland hatte er ein kritisches, aber konstruktives Verhältnis. Gerne erführe man als Leser dieses exzellenten Buches noch ein wenig mehr über den Umgang des Marschalls mit der seinerzeitigen deutschen Minderheit in seinem Land. Nicht nur im polnischen Teil Oberschlesiens. Vielleicht ist das ein Thema für eine weitere Publikation.

Wolfgang Templin hat mit seiner Piłsudski-Biographie nicht nur eine wichtige Lücke in der deutschen Literatur zu Polen geschlossen, sondern auch ein faszinierendes, höchst spannendes Buch verfasst. Wer sich für Polen interessiert, wird es nicht mehr zur Seite legen wollen.

st Knut Abraham



Wolfgang Templin

**Revolutionär
und Staatsgründer.
Józef Piłsudski –
eine Biografie**

Berlin: Ch. Links, 2022

448 S., € 28,-

ISBN 978-3-96289-152-7



Karolina Kuszyk

**In den Häusern
der anderen.
Spuren deutscher
Vergangenheit
in Westpolen.**

Übersetzung:

Bernhard Hartmann

Berlin: Ch. Links, 2022

400 S., Hardcover, € 25,-

ISBN 978-3-96289-146-6

ALS DIE DEUTSCHEN GEGANGEN WAREN

Karolina Kuszyk, 1977 in Liegnitz geboren und sowohl in Berlin als auch in Niederschlesien wohnhaft, hat mit ihrer Spurensuche *In den Häusern der anderen* bereits 2019 in Polen große Aufmerksamkeit erregt. Ihre Sicht auf ein brisantes, leidvolles Thema der Nachkriegsgeschichte fordert jetzt auch die deutsche Leserschaft heraus und irritiert diejenigen, die selbst Heimatverlust erlitten haben, möglicherweise durch den Perspektivwechsel: Was geschah in den »wiedergewonnenen Gebieten« Westpolens mit den verlassenem Häusern, die als »poniemięcki« – als ehemals deutsch – gebrandmarkt waren und in denen ab 1945 zwangsumgesiedelte Menschen aus Ostpolen mit höchst ambivalenten Gefühlen Zuflucht suchten, sich des Hausrats bemächtigten, ihn plünderten, hasserfüllt zerstörten, oder aber pragmatisch nutzten, was sie vorfanden, manches vielleicht sogar wertschätzten?

Es sind durchaus eigene familiäre Erfahrungen, die Karolina Kuszyk in ihre breitangelegte Studie einfließen lässt. Als Schlüsselerlebnis schildert sie, wie ihr deutscher Ehemann, auch zu ihrer eigenen Überraschung, im Liegnitzer Elternhaus unter einer Keramikschüssel des täglichen Gebrauchs die Signatur der Krister Porzellan-Manufaktur nebst einem grünen Hakenkreuz entdeckte. Die schlichte Frage, wie viele deutsche Dinge, als solche unerkant oder schamvoll ignoriert, noch heutzutage in polnischen Häusern zu finden sind, trieb sie seitdem ebenso um wie das Interesse an den historischen Voraussetzungen und den gesellschaftspolitischen Auswirkungen, insbesondere während der Zeit des Kommunismus und sodann nach der Wende.

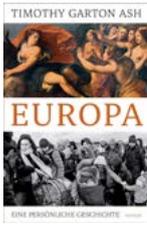
Mit großer Neugierde und Akribie trägt sie zusammen, was sie aus persönlichen Begegnungen und Gesprächen

erfährt; sie sammelt Informationen aus Gesetzen und Verordnungen, die den Umgang mit ehemals deutschem Eigentum regelten, und arbeitet sich durch eine beeindruckende Fülle von Abhandlungen und literarischen Texten, die einfühlsam, klug und facettenreich den vielfältigen Funktionen und Bedeutungen deutscher Hinterlassenschaften nachspüren.

Überall schaut Karolina Kuszyk genau hin, bis zum weiten Feld der »Dinge«, zu Schätzen und Geheimnissen; und ihr empathischer Blick fällt nicht zuletzt auch auf die »Wohnstätte« der Vorfahren, auf die deutschen Friedhöfe, wo sie einst als Kind für sich verbotenerweise einen verwilderten, von Verwüstung und Raubbau bestimmten Abenteuerspielplatz eroberte – und wo sie heute ein vielseitiges Bemühen um Pflege und Revitalisierung wahrnimmt.

Aus jeder Zeile ihres Buches spricht die lebendige Erzählfreude der Autorin und das Begehren, die Leser über immerhin 400 Buchseiten mit auf ihre Entdeckungsreise zu einem sensiblen, hochaufgeladenen Terrain polnischer (und damit auch deutscher) Geschichte zu nehmen und sie auch an vielen aufschlussreichen Exkursen (beispielsweise zur Rolle von Erika Steinbach) teilhaben zu lassen.

Angesichts der Intensität, mit der gerade die dritte Generation der Umsiedler sich der Vorgeschichte des eigenen Lebensraums zuwendet, dürfte die Aufforderung Karolina Kuszyks an ihre Landsleute, das ehemals Deutsche auf unterschiedliche Weisen zu erzählen und kommenden Generationen zu erklären, auf fruchtbaren Boden fallen. Sie sollten den Nachfahren der einstigen Bewohner die Türen öffnen und deren Hinterlassenschaften respektvoll betrachten; denn für alle gilt: »Der Mensch hat das Recht, mehrere Identitäten zu haben. Auch eine ehemals deutsche.« st Ursula Enke



Timothy Garton Ash

Europa. Eine persönliche Geschichte

Aus dem Englischen übersetzt von Andreas Wirthensohn, München: Hanser, 2023; 448 S., geb., € 34,00 – ISBN 978-3-446-27615-4

Der 1955 geborene englische Historiker ist leidenschaftlicher Europäer. Schon vor 1989 wollte er sich nicht mit der Teilung des Kontinents abfinden, bis zuletzt kämpfte er gegen den Brexit. Nun schreibt er seine ganz persönliche Geschichte Europas, die 1945 mit der Stationierung seines Vaters als Besatzungssoldat in Deutschland begann.

Er erzählt von Freunden wie Václav Havel, erinnert sich an den Mauerfall, berichtet vom Jugoslawienkrieg, der Eurokrise und dem Flüchtlingsdrama und liefert eine eindringliche Analyse der neuesten Geschichte Europas. Der Angriff auf die Ukraine zeigt, wie dringend wir einen freien und geeinten Kontinent brauchen. Kaum jemand verkörpert diese Idee überzeugender als Timothy Garton Ash.



Gerd Koenen

Im Widerschein des Krieges. Nachdenken über Russland

München: C. H. Beck, 2023; 317 S., kart., € 20,00 – ISBN 978-3-406-80073-3

Im Widerschein des neuen Krieges, der viele alte Fragen wieder aufwirft, begibt sich der Autor, der seit Jahrzehnten das deutsch-russische Geflecht aus historischen Erfahrungen, machtpolitischen Interessen und ideologischen Fieberträumen zu durchdringen sucht, auf eine Spurensuche, die von der zynischen Partnerschaft des Hitler-Sta-

lin-Paktes bis zur Freund-Feind-Propaganda unserer Tage sowie von den Gründern von »Memorial« bis zu den Spin-Doctors Putins führt. Der Autor fragt nach den langfristigen Zielen, die Russland verfolgt, und sucht nach Gründen, aus denen heraus sich zwischen diesem Land und seinen westlichen Nachbarn erneut ein tödliches Spannungsfeld aufgebaut hat, das ganz Europa in eine Gefahrenzone verwandelt.



Reinhard Koselleck

Geronnene Lava. Texte zu politischem Totenkult und Erinnerung

Hrsg. von Manfred Hettling, Hubert Locher und Adriana Markantonatos, Berlin: Suhrkamp, 2023; 572 S., geb., € 38,00 – ISBN 978-3-518-58796-6

Der »gewaltsam Umgebrachten« zu gedenken, gleichviel ob sie fürs Vaterland starben oder Bürgerkriegen, Staatsverbrechen oder politischem Terror zum Opfer fielen, gehört zum Kern der politischen Kultur. Mit seinen Arbeiten zum »Totenkult« hat der Autor ein neues Forschungsfeld erschlossen: die europäischen Denkmals-

landschaften in ihrer ganzen historischen, ästhetischen und politischen Komplexität. Der Band versammelt Kosellecks Aufsätze zum politischen Totenkult, publizistische Beiträge zu den Debatten über die »Neue Wache« und das Holocaustmahnmal in Berlin, theoretische Überlegungen zum Erinnerungsbegriff und unveröffentlichte autobiografische Notizen über seine eigenen Erfahrungen in Krieg und russischer Gefangenschaft.



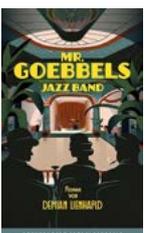
Bernadette Gebhardt (Hrsg.)

Bilder der Heimat. Fotografie und Kunst in Heimatzeitschriften

Münster: Waxmann, 2022; 256 S., kart., € 34,90 – ISBN 978-3-8309-4569-7

In den letzten Jahren sind Fragestellungen zur visuellen Gestaltung von Heimatzeitschriften der Deutschen in und aus dem östlichen Europa ins Blickfeld gerückt. Die Beiträge dieses Bandes nähern sich dieser Thematik an und ergänzen bisherige Ergebnisse mit neuen Aspekten. Neben Überlegungen zu Brüchen und Kontinuitäten bei der visuellen Konstruktion

von Periodika werden Bild-Text-Bezüge und unterschiedliche Deutungskontexte bei Kunstwerken und Fotografien diskutiert. Weitere Beiträge erörtern u. a. ausgewählte Gesichtspunkte der Geschichte der Fotografie in den Ländern der böhmischen Krone und der Bildmotive in der Amateurfotografie vor 1945 sowie die Reproduktion solcher Aufnahmen in Heimatzeitschriften nach 1945.



Demian Lienhard

Mr. Goebbels Jazz Band

Roman – Frankfurt am Main: Frankfurter Verlagsanstalt, 2023; 320 S., Hardcover, € 24,00 – ISBN 978-3-627-00306-7

Berlin, Frühjahr 1940. Auf Beschluss von Joseph Goebbels wird für den Auslandsradiosender »Germany Calling« eine Big Band gegründet, die als »Mr. Goebbels Jazz Band« internationale Bekanntheit erlangt. Die besten europäischen Musiker, darunter auch Ausländer, Juden und Homosexuelle, spielen im Dienst der NS-Propaganda wortwörtlich um ihr Überleben – ausgerechnet mit Jazz, der als »entartet« galt.

Der Autor erzählt die ungeheuerliche (fast bis ins Detail wahre) Geschichte von »Mr. Goebbels Jazz Band« und des berüchtigten Radiosprechers William Joyce und stellt den menschenverachtenden Zynismus des NS-Staats ebenso bloß wie die Perfidie der Nazi-Propaganda: Künstlerische Produktion im Dienste einer Ideologie ist letztlich auch hier zum Scheitern verurteilt.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN : DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC : WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /
Ressort PANORAMA ;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT ;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /
Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:
leserpost@der-westpreusse.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn-Bad Godesberg

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN : 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

**Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen
Kulturregion** erscheint alle drei Monate (im März, Juni,
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Knut Abraham MdB ist Mitglied der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Zuvor war der Diplomat u. a. an der Deutschen Botschaft in Washington D. C. und zuletzt als Gesandter der Vertreter des deutschen Botschafters in Polen tätig.

Günter Ciebow schloss 1958 sein Ingenieur-Studium ab und arbeitete danach bis zur Pensionierung (1995) im Forschungsinstitut von AEG-Telefunken sowie als Projektleiter in der Bahnabteilung des Unternehmens. – Schon im 13. Lebensjahr lernte er das Go-Spiel von Felix Dueball und engagiert sich seitdem intensiv für dieses Spiel: Im Jahr 1960 errang er den Europameistertitel, und er besuchte Japan bislang acht Mal. Als Vertrauter der Familie konnte er Felix Dueballs Nachlass sichten und viele weitere Informationen sowie Zeitzeugnisse sammeln. Auf dieser Grundlage entstand eine materialreiche Bild- und Dokumentarbiographie.

Artur Dobry ist Kunsthistoriker; nach seinem Studium an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen wurde er 1987 in der Abteilung für Burggeschichte des Schlossmuseums in Marienburg angestellt; von 2002 bis 2013 war er Leiter der Geschichtsabteilung. Derzeit arbeitet er als Kurator für historische Forschung und Sammlungen. Sein Forschungsinteresse konzentriert sich auf die Geschichte der Restaurierung der Marienburg im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Dr. Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 ist er Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft.

Dr. Christian Pletzing beschäftigt sich seit seinem Studium in Münster und an der Humboldt-Universität Berlin mit der Geschichte Ost- und Westpreußens. Er wurde mit einer Arbeit zur Entwicklung nationaler Identität in Ost- und Westpreußen promoviert. Seit 2004 leitet er die Academia Baltica in Lübeck, seit 2011 außerdem das Akademiezentrum Sankelmark bei Flensburg. Von 2006 bis 2009 führte er zusammen mit Miłośława Borzyszkowska-Szewczyk ein Projekt zur Geschichte und Kultur der Juden in der Kaschubei durch.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Dr. Michael K. Schulz (früher Michał Szulc) ist seit 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte (deutsch-jüdische Geschichte) an der Universität Potsdam. Geschichtsstudium an den Universitäten Danzig, Tübingen, der HU Berlin und am Europäischen Universitätsinstitut in Florenz. 2014 Promotion an der Universität Potsdam. 2014 bis 2022 Vorstandsmitglied und Schatzmeister der Vereinigung für Jüdische Studien.

Bartosz Skop M. A. studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen und von Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

Andreas Urbanek wuchs in Schlesien auf, lebt und arbeitet aber seit mehreren Jahrzehnten in Nürnberg. Er beschäftigt sich mit Bier und dessen Geschichte und engagiert sich in verschiedenen Vereinigungen wie dem Internationalen Brauereikultur-Verband oder (zudem als Vorstandsmitglied) der Gesellschaft für Geschichte des Brauwesens (GGB). Seit 25 Jahren braut er auch selbst. – Seit 2004 ist er mit mehreren Monographien und historischen Beiträgen zur regionalen Braugeschichte hervorgetreten.



FOTO: OLA ZAPARUCHA VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0

Einsam und herrenlos steht ein Handwagen am Rande des Neustädter Marktes, etwa in Höhe des stilvoll renovierten Hauses Nr. 6. Gewiss werden Kinder nicht achtlos an ihm vorbeilaufen, denn alles, was sich dort wild durcheinander stapelt, lädt zum Entdecken und Ertasten ein: neben einem zerbeulten Koffer, dem Korb mit Äpfeln, einer Kaffeemühle und allerlei Hausrat finden sie sogar ein Zugpferdchen auf Rädern.

2008 wurde dieses von Karol Furyk und Małgorzata Więclawska entworfene Denkmal aufgestellt, und seine Botschaft ist vielschichtig. Eine Gedenkplatte, ins Straßenpflaster eingelassen, verweist auf einen polnischen Film und seine namhafte Crew – und damit auf ein besonderes cineastisches Ereignis aus dem Jahre 1964. Im Stile eines grotesk-satirischen Westerns wird in *Prawo i pięść* (Das Gesetz und die Faust) ein – gerade zu Zeiten der kommunistischen Diktatur und des Kalten Krieges – tabuiertes Thema deutsch-polnischer

Geschichte hintergründig beleuchtet: die Aneignung der wiedergewonnenen Gebiete in Westpolen nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Werk erzählt von Schurkenstücken, Intrigen, Korruption – und nicht zuletzt von Plünderungen, die es zu ahnden gilt.

Warum nun gerade in Thorn ein Denkmal an das »bewegliche ehemals deutsche Vermögen« erinnert, lässt sich rasch beantworten. Die noch stark von Kriegsschäden und Verfall gezeichnete Bausubstanz rund um den Neustädter Markt bot zu seiner Zeit eine ideale Kulisse, um dort einen wesentlichen Teil der Filmszenen zu drehen. – Dass diese Produktion übrigens bereits am 15. März 1969 als deutsche Erstaufführung in der ARD ausgestrahlt werden konnte, überrascht und wirft die spannende Frage auf, wie die Reaktionen der Zuschauer, insbesondere der persönlich betroffenen, wenn nicht traumatisierten Zeitzeugen, damals ausgefallen sein mögen.

st Ursula Enke